

- * **Gespräch** – 40 Jahre Frauenstimmrecht **36**
- * **Begegnung** – Mirko Schmidt ist einfach ein positiver Mensch **40**
- * **Forschung** – Land für die Entrechteten **32**

April 2011

148

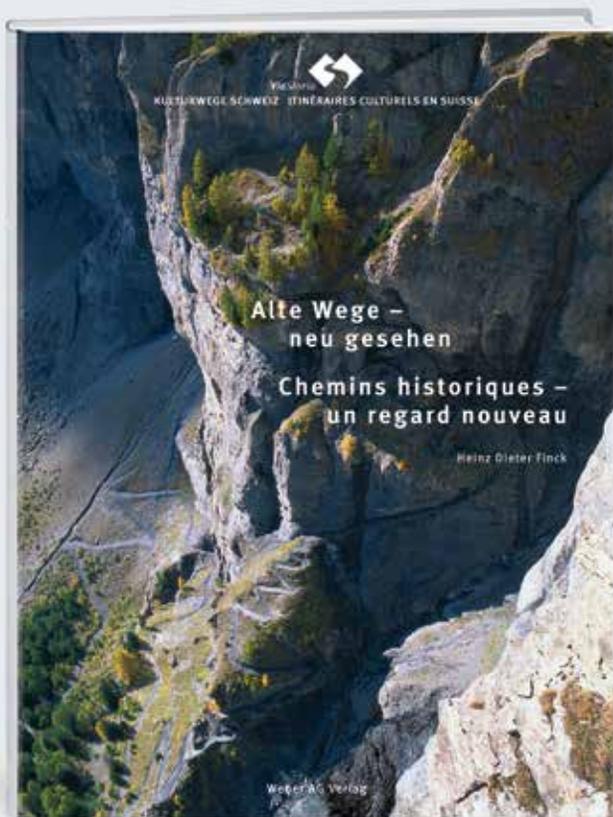
UniPress*



Neuer Bildband von ViaStoria, Kulturwege Schweiz:

Alte Wege – neu gesehen

NEU!



Zwölf Routen in allen Landesteilen führen auf historischen Wegen durch grossartige Kulturlandschaften. Sie verbinden Sehenswürdigkeiten von Natur und Kultur. Geniessen Sie den einmalig schönen Bildband über die zwölf Routen ViaCook, ViaFrancigena, ViaGottardo, ViaJacobi, ViaJura, ViaRhenana, ViaRomana, ViaSalina, ViaSbrinz, ViaSpluga, ViaStockalper, ViaValtellina – da ist die Schweiz am schönsten und unsere Kultur am reichsten.

Autor und Fotograf: Heinz Dieter Finck, Zürich

Fr. 49.– inkl. Porto- und Versandkosten
©2010, 24 × 32 cm, 272 Seiten
über 300 farbige Aufnahmen
deutsch/französisch
ISBN-Nr. 978-3-909532-55-1



WEBER AG VERLAG, GWATTSTRASSE 125, CH-3645 THUN/GWATT

Ich profitiere gerne von Ihrem Angebot. Bitte senden Sie mir:

___ Ex. «Alte Wege – neu gesehen» zum Preis von Fr. 49.– inkl. MWSt., exkl. Versandkosten

Name _____ Vorname _____

Adresse _____ PLZ/Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Bestelltalon bitte einsenden oder faxen an:

Weber AG Verlag, Gwattstrasse 125, 3645 Thun/Gwatt, Fax 033 336 55 56, www.weberverlag.ch

VIASTORIA – WEGE ZUR GESCHICHTE

In einer globalisierten Welt wächst die Sehnsucht nach dem Lokalen: Wer im Trend liegt, verzehrt Gemüse vom Wochenmarkt, Eier, Fleisch und Milch von glücklichen Tieren aus dem Nachbardorf, Käse vom Bergbauern. Und statt sich im Charterflug an exotische Strände verfrachten zu lassen, setzt der moderne Zeitgenosse auf Freizeiterlebnisse vor der Haustür – zum Beispiel in den Alpen oder auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela. Als vor über 20 Jahren der Auftrag an das geografische Institut der Universität Bern erging, ein Inventar der historischen Verkehrswege der Schweiz zu erstellen, sprach noch kaum jemand von nachhaltigem Tourismus. Der Bund investierte 50 Millionen Franken ins Projekt, das Inventar füllt mehr als 50 Bundesordner und beschäftigte über die Jahre Geografen und Historikerinnen. Sie dachten wohl kaum daran, dass diese Ordner dereinst die Grundlage für ein erfolgreiches Unternehmen bilden würden, das sich auch um den regionalen Tourismus verdient macht.

Heute ist ViaStoria, das Zentrum für Verkehrsgeschichte, tatsächlich ein solches Unternehmen: Mit 20 Mitarbeitenden und einem starken Standbein im Tourismus. Auf 12 Themenrouten und weiteren regionalen Wegen können Wanderfreudige die kulturelle Vielfalt der Schweiz erleben – kulinarische Entdeckungen inklusive. Doch ViaStoria ist weit mehr als ein weiterer erfolgreicher Akteur im boomenden Erlebnis-Tourismus: Das Zentrum berät Gemeinden und Kantone bei der Berücksichtigung des Inventars in Planungsfragen und bei der sachgerechten Instandstellung historischer Verkehrswege. Und mit einer regen Forschungstätigkeit ist ViaStoria bis heute seinen universitären Wurzeln treu geblieben. Von Geistesarbeitern zu Unternehmern: Das aktuelle UniPress lädt im Schwerpunkt dazu ein, diese spannende Reise mitzumachen. Und vielleicht demnächst auch wieder einmal die Wanderschuhe zu schnüren.

Wir wünschen eine anregende Lektüre.

Astrid Tomczak-Plewka

In eigener Sache:

Die Produktion von «UniPress» verursacht – wie fast alle Alltags-tätigkeiten auch – Treibhausgase. Wir haben uns entschieden, diese Emissionen mit Hilfe der Klimaschutzorganisation «myclimate» zu kompensieren. Ab dieser Ausgabe von UniPress unterstützen wir ein Klimaschutzprojekt in Eritrea zum Bau von rauchfreien, effizienten Öfen. Die Reduktion der Rauch- und Treibhausgase kommt dem Klima zugute und fördert gleichzeitig die Gesundheit von Frauen und Kindern.

Mit dieser Nummer verabschiedet sich Astrid Tomczak-Plewka nach fünf Jahren als Redaktorin von «UniPress». Wir bedanken uns für den tatkräftigen Einsatz in dieser Zeit und freuen uns, weiterhin auf Frau Tomczak-Plewka als freie Mitarbeiterin für unsere Publikation zählen zu können.

Marcus Moser



- * Gespräch – Kein Kapitalismus ohne Krise 32
- * Begegnung – Pietro Ballarín Zufallsstück 36
- * Forschung – Die Verlierer der direkten Demokratie 30

Dezember 2009 143

UniPress*

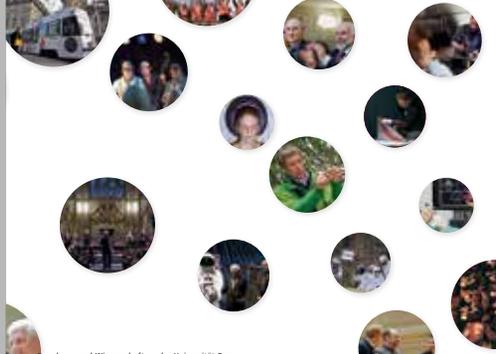


Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Wenn der Krieg privat wird 38
- * Begegnung – Die Spezialistin für Luchs & Co 43
- * Forschung – Atemhilfe für Frühgeborene 36

April 2010 144

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Chancen und Risiken der Nanotechnologie 30
- * Begegnung – Esti Warmbrodt's Bücherwelt 34
- * Forschung – Warum Schweizer zum Islam konvertieren 22

Juni 2010 145

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Vom Wissen zur Heilung 36
- * Begegnung – Pallavi Bajaj, global citizen 40
- * Forschung – Faule Jungs 32

Oktober 2010 146

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Bologna: Die Reform der Reform 32
- * Begegnung – Matthias Hirt knüpft Netze 36
- * Forschung – Besuch in der keimfreien Zone 28

Dezember 2010 147

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – 40 Jahre Frauenstimmrecht 36
- * Begegnung – Mirko Schmidt ist einfach ein positiver Mensch 40
- * Forschung – Land für die Entrechteten 32

April 2011 148

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Eine UniPress-Ausgabe verpasst? Gerne können Sie Einzel Exemplare unter folgender Adresse nachbestellen:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

3012 Bern

Tel.: 031 631 80 44

Fax: 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

www.unipress.unibe.ch

Wollen Sie UniPress (4 Ausgaben jährlich) kostenlos abonnieren? Abo-Bestellungen unter:

Stämpfli Publikationen AG

Abonnements-Marketing

PF 8326

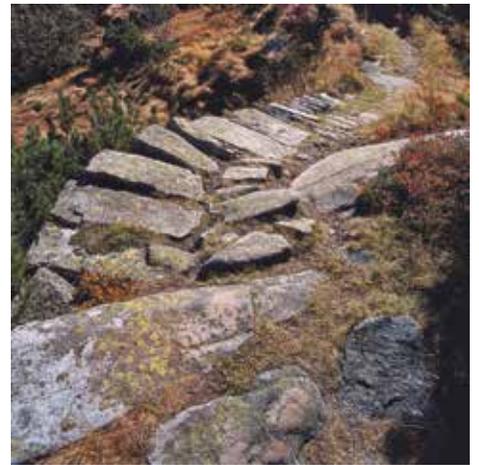
3001 Bern

Tel.: 031 300 63 42

Fax: 031 300 63 90

abonnemente@staempfli.com

Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 30 **Psychologie:** Wir wissen mehr als wir denken.
Von Daniela Baumann
- 32 **Sozialanthropologie:** Südafrika: Von Rechtlosen zu Landbesitzern.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 34 **Theaterwissenschaft:** Tierhatz und Totentanz: Berner Theatergeschichte(n).
Von Simone Müller

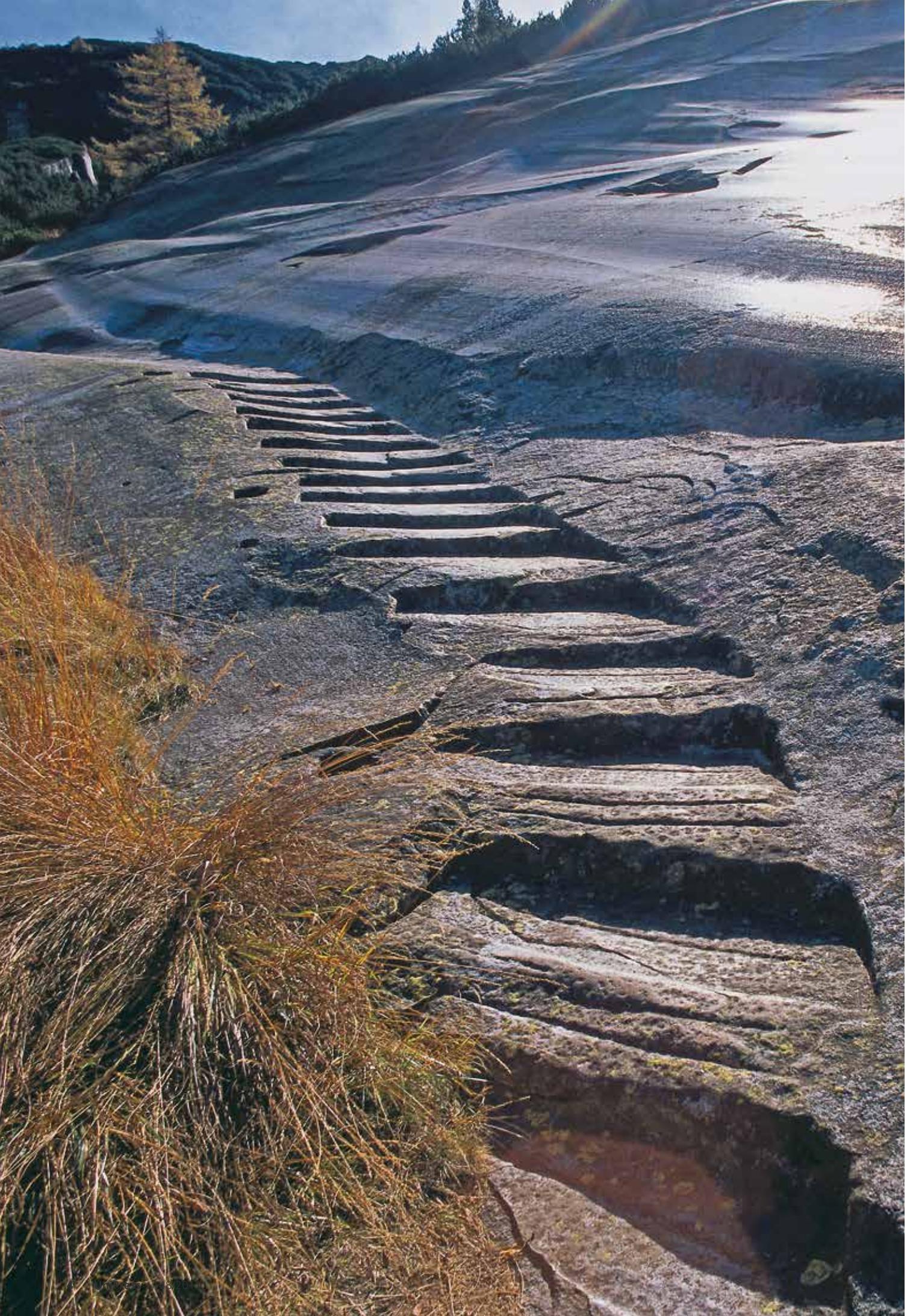
Rubriken

- 1 **Editorial**
- 36 **Gespräch**
Fabienne Amlinger – Nicht nur die Quote, der Einfluss zählt.
Von Marcus Moser
- 40 **Begegnung**
Mirko Schmidt – Von einem, der auszog, ein besserer Fritz zu sein.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 42 **Meinung**
WikiLeaks – Robin Hood des Internetzeitalters?
Von Günter Heine
- 43 **Bücher**
- 44 **Impressum**

VIASTORIA – WEGE ZUR GESCHICHTE

- 5 Wie aus Forschern Unternehmer werden.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 9 Geleisestrassen – vergessene und mystifizierte Strassendenkmäler.
Von Guy Schneider
- 13 Der Zytglogge als Nabel der Welt.
Von Sabine Bolliger
- 17 Die Berner Strassen als Puzzleteil einer schweizerischen Verkehrsgeschichte.
Von Erika Flückiger Strelbel
- 20 Mit Thomas Cook auf der ersten Pauschalreise durch die Schweiz.
Von Martino Froehlicher
- 25 Auf Kulturwegen zurück zu den Wurzeln.
Von Hanspeter Schneider und Caroline Süess
- 28 Die zwölf Via-Routen von «Kulturwege Schweiz».

Bildstrecke: ViaStoria



Wie aus Forschern Unternehmer werden

ViaStoria ist eine Erfolgsgeschichte – die Geschichte eines Spin-offs zweier Fachgebiete, deren Zusammenarbeit zunächst nicht reibunglos verlief. Geschäftsführer Hanspeter Schneider erinnert sich an die Anfänge und skizziert Visionen.



Hanspeter Schneider, Geschäftsführer von ViaStoria.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Hanspeter Schneider, am Anfang der Erfolgsgeschichte von ViaStoria stand ein Bundesauftrag: Die Inventarisierung von historischen Verkehrswegen. Worin liegt der Wert eines solchen Inventars?

Hanspeter Schneider: Man kann nur etwas schützen, wenn man es kennt. Ein Inventar ist eine Bestandsaufnahme des Vorhandenen und damit die Entscheidungsgrundlage für Erhaltenswertes. Der Weg – unser Objekt – ist ein vernetzendes Element der Kulturlandschaft. Es verbindet Denkmäler und Kulturgüter. Über das Verständnis des Weges werden auch andere Kulturgüter besser verständlich.

Beim Begriff ViaStoria – Weg und Geschichte – denkt man an Historiker. Sie waren von Anfang an dabei – als Geografiestudent mit Nebenfach Geschichte. Wie kam es dazu?

Am Anfang stand die Anfrage des Bundes an Geografieprofessor Klaus Aerni, ein Inventar der historischen Verkehrswege zu erstellen. Dabei handelte es sich um eine Investition von 50 Millionen Franken – verteilt auf 20 Jahre. Ich habe von Anfang an – seit 1984 – am Projekt mitgearbeitet, weil ich meine Lizentiatsarbeit zum Thema der Inventarisierung der historischen Verkehrswege geschrieben hatte und dann zum Leiter des Bundesauftrags wurde.

Also lag der Lead zunächst bei den Geografen?

Das Projekt war von Anfang an interdisziplinär – und zwar durch die beiden beteiligten Hauptfachgebiete Geschichte (Prof. Dr. Heinz Herzig) und Geografie (Prof. Dr. Klaus Aerni). Diese Interdisziplinarität zeigte sich auch ganz praktisch, und zwar in der Gegenüberstellung von historischer Forschung und den konkreten Funden draussen im Gelände.

Gab es dabei Widersprüche?

Historiker können aufgrund von Archivmaterialien Aussagen treffen, die sich in der Praxis durch eine Gelände-

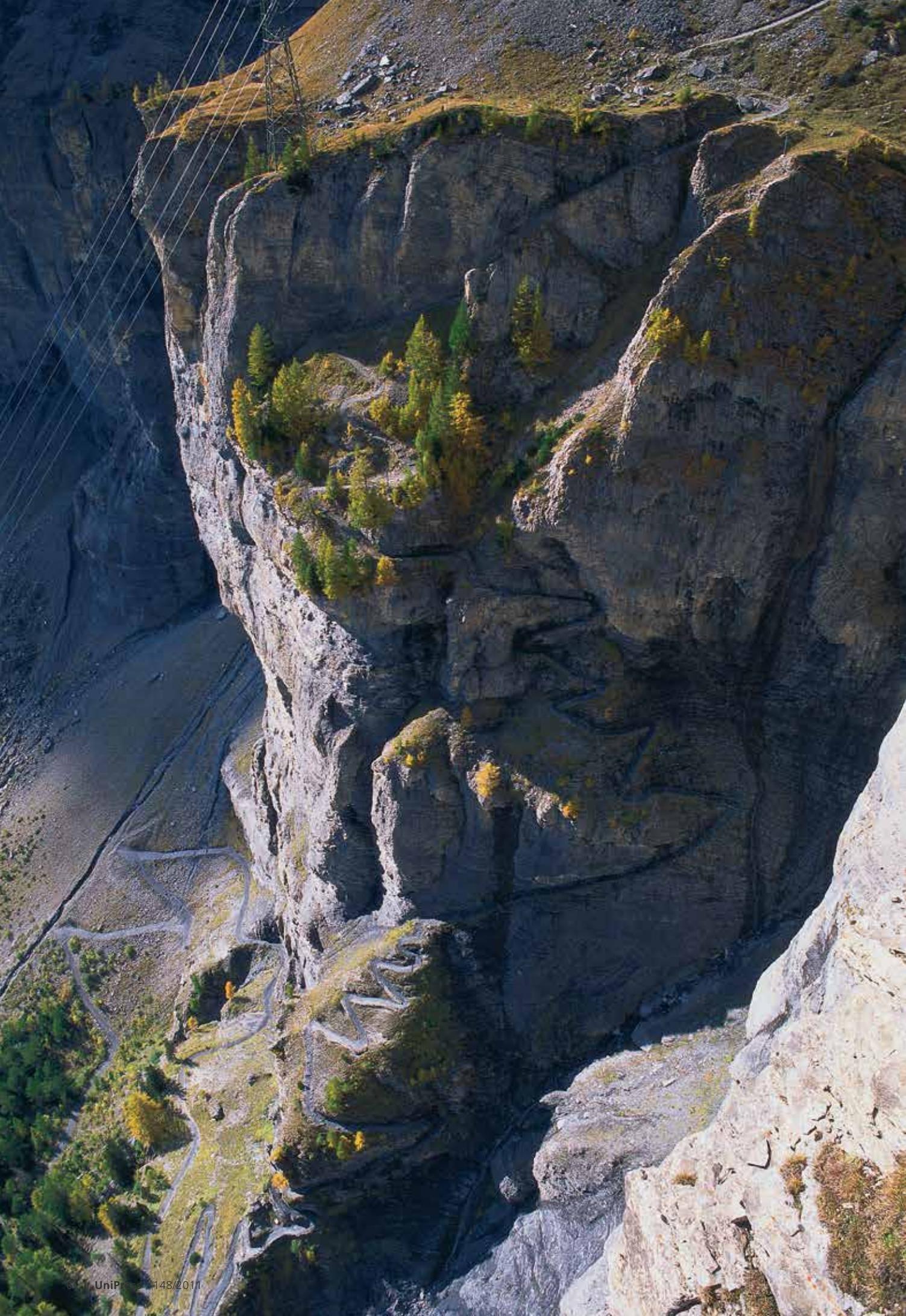
analyse nicht bestätigen lassen. Ein Beispiel: Aufgrund von Archivmaterial kommt ein Historiker zum Schluss, dass an einem bestimmten geografischen Punkt ein Durchgang gewesen sein muss. Im Feld zeigt sich dann aber, dass diese Passage viel zu gefährlich oder nur im Sommer passierbar ist. In der Verkehrsgeschichte existieren auch viele Mythen. Ein gutes Beispiel dafür sind die so genannten Geleisespuren, die in der historischen Forschung lange Zeit als «typisch römisch» interpretiert worden sind. Mit unseren Methoden konnten wir diese Annahme entkräften (vgl. dazu Artikel auf Seite 9).

Gab es Auseinandersetzungen zwischen den Disziplinen?

Am Anfang gab es ein Kräfterringen, eine Art Machtkampf. Dabei ging es um die gegenseitige Akzeptanz. Man musste sich finden, um die Impulse des Anderen aufzunehmen und nutzbar zu machen. Das war nicht unproblematisch. Heute ist die Interdisziplinarität eine unserer grossen Stärken. Die beiden Disziplinen Geschichte und Geografie sind immer noch entscheidend an ViaStoria beteiligt. Dazu kommen als wichtige Themen aber auch Raumordnung, Tourismus, Langsamverkehr, Landschaftsentwicklung, Bildung, Marketing und Kommunikation.

Das hat damit zu tun, dass ViaStoria, das heutige Zentrum für Verkehrsgeschichte, ein erfolgreiches Unternehmen geworden ist. Wissenschaftlern haftet in der Regel nicht gerade der Ruf von geschickten Unternehmern an. Wie ist der Wechsel vom Akademiker zum Unternehmer gelungen?

20 Jahre lang hatte ViaStoria durch den Bundesauftrag eine gesicherte Basis. Ende 2003 lief der Bundesauftrag aus, wir mussten die Mittel zu hundert Prozent bei den Kantonen, in der Privatwirtschaft und beim Bund akquirieren. Der wichtigste Schritt war, das Team, das die Sicherheit des Bundes und der Universität gewohnt war, zu einem wirtschaftlich denkenden Team zu machen. Das ist



gelingen, weil unser Team eine hohe Identifikation mit dem Thema und dem Betrieb hat. Das zeigt sich auch durch die geringe Fluktuation: Viele der gut 20 Mitarbeitenden sind schon seit mehr als 15 Jahren dabei.

ViaStoria basiert heute auf den drei Pfeilern Forschung, Beratung und Entwicklung. Welches ist der wichtigste?

Die drei in der Kombination. Wir haben uns thematisch mit dem Bereich Verkehrsgeschichte stark spezialisiert, unsere Tätigkeit ist aber sehr breit. Sie reicht von der Grundlagenforschung und Ingenieurberatung bei der Instandhaltung von Wegen bis hin zur touristischen Umsetzung. In all diesen Bereichen haben wir ein grosses Know-how. Das ist ein wesentliches Markenzeichen. Ein weiteres ist gegeben durch den wissenschaftlich-universitären Hintergrund und der damit zusammenhängenden Produkt- und Prozessqualität. Dadurch heben wir uns von anderen Anbietern ab.

Am publikumsträchtigen ist aber sicherlich das Tourismusprogramm Kulturwege Schweiz, das Themenwanderungen auf verschiedenen Routen in der ganzen Schweiz anbietet.

Das ist eine reine Marketingfrage: Mit Forschungsstudien kann man kein breites Publikum ansprechen. Aber das Projekt Kulturwege Schweiz ist nur möglich dank der wissenschaftlichen Grundlagen, die wir erarbeitet haben. Die Abteilung Beratung wiederum schafft praktische Grundlagen durch die Instandstellung der Wege. Unser Produkt ist deshalb nicht leicht zu kopieren, weil wir die ganze Entwicklungslinie abdecken.

Wie sind die Zukunftsperspektiven?

Das Kulturwegeprojekt wird zentral für Sektoralpolitiken sein – für die Raumordnung, den nachhaltigen Tourismus und die Vermarktung von regionalen Landwirtschaftsprodukten. Wir sehen es auch als Instrument zur Koordination von Fördermassnahmen zur Erhaltung der traditionellen Kulturlandschaft.

Lässt sich das Projekt exportieren?

Unsere Erfahrungen der letzten 30 Jahre lassen sich tatsächlich weltweit übertragen – wir haben auch mehrere Beratungsmandate in Europa und seit 2010 auch in Nepal. Dabei geht es immer um die drei Fragen: Wie können wir traditionelle Wege erfassen und erhalten? Das ist die Inventarisierung. Wie können wir sie instand halten? Hier kommt die Beratung ins Spiel. Das dritte ist die touristische Umsetzung. In Nepal haben wir ein Pilotprojekt abgeschlossen, als nächstes stehen Projekte in Nordostindien und China an, wo wir zum Teil mit Partnern aus der Entwicklungszusammenarbeit kooperieren. Mit diesen drei Pilotprojekten soll ein Modell für den gesamten Himalaya-raum entstehen.

Wie weit ist der Erfolg der «Kulturwege» dem Zeitgeist geschuldet?

Wir profitieren enorm vom Zeitgeist, der einen Gegentrend zur virtuellen Welt sucht. Ich kann das mit einem Beispiel illustrieren. Wir haben gemeinsam mit der pädagogischen Hochschule PHBern und Pro Patria das Lehrmittel «Unterwegs auf Kulturwegen» zur ViaGottardo entwickelt. Einer der beteiligten Pädagogen hat zu mir gesagt: «Weisst Du, euer Projekt hilft uns, unsere Schüler wieder zu erden.» Das finde ich eine schöne Aussage. In Bezug auf den Tourismus gilt: Den Massentourismus wird es immer geben. Aber der Qualitätstourismus zeichnet sich dadurch aus, dass er einen gewissen Bezug zu dem Ort schafft, den man besucht. Indem man eben die lokalen Spezialitäten isst und sich Wissen über die Geschichte eines Ortes aneignet. Wir gehen davon aus, dass die Zahl derjenigen, die auf so etwas ansprechen, stetig zunimmt.

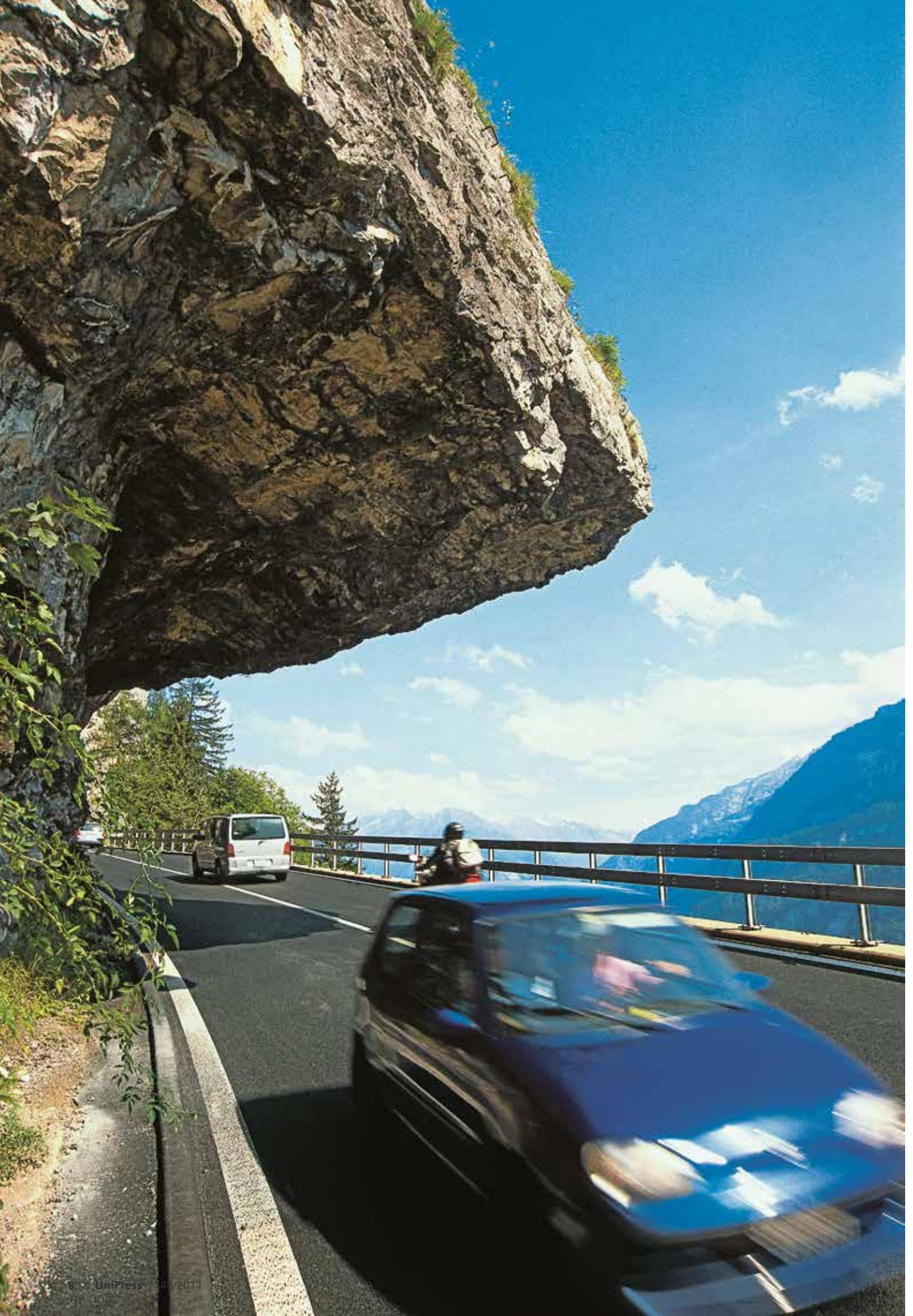
Keine Trendwende absehbar?

Wir wissen nicht, wie die Entwicklung in zehn Jahren ist. Aber es gibt zentrale Faktoren, die für unsere Projekte sprechen – das wachsende Umweltbewusstsein der Bevölkerung auf der einen Seite und die zunehmenden Risikofaktoren, wie die Auswirkungen der Klimaveränderung, Naturkatastrophen oder politische Krisengebiete, auf der anderen Seite. Dies führt zu einem anderen Reiseverhalten. Ferien in der Schweiz werden dadurch attraktiver.

Kontakt: Hanspeter Schneider, ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte, Kapellenstrasse 5, 3011 Bern, hanspeter.schneider@viastoria.ch

ViaStoria und die Universität Bern

ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte ist 2003 aus der Fachorganisation Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz IVS heraus entstanden. Diese hatte während 20 Jahren das gleichnamige Bundesinventar erstellt und war in dieser Zeit ein Annex-Betrieb der Universität Bern. 2008 wurde ViaStoria ein Spin-off der Universität. Seither führt ViaStoria seine bisher erfolgreich betriebene Forschung in der Verkehrsgeschichte unverändert weiter. Der Forschungshintergrund bildet heute einen zentralen Bestandteil der Dienstleistungs- und Produktequalität von ViaStoria. Die Forschungstätigkeit ist eng verbunden mit der Abteilung für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte des Historischen Instituts der Universität Bern unter der Leitung von Prof. Dr. Christian Rohr. Zurzeit entstehen als Teil des gemeinsamen Forschungsprogramms Verkehrsgeschichte Schweiz beispielsweise drei Dissertationen zur Geschichte der Luftfahrt unter der Leitung von Prof. Dr. Christoph Maria Merki. Zur ViaStoria-Forschung: www.viastoria.ch/D/Forschung.htm



Geleisestrassen – vergessene und mystifizierte Strassendenkmäler

Kaum ein anderer Strassentyp hat bis heute so viele Spekulationen ausgelöst wie die Geleisestrassen. Besonders die Altersbestimmung erweist sich als schwierig und ist ein Nährboden für gewagte Hypothesen. Mit Vorliebe werden die Tramschienen vergleichbaren Geleisestrassen hierzulande der römischen Epoche zugeordnet. Mit innovativen Forschungsmethoden ist ViaStoria ihrem Geheimnis auf die Spur gekommen.

Von Guy Schneider

Wer schon im Jura gewandert ist, hat vielleicht in der felsigen Wegoberfläche rillenförmige Strukturen entdeckt: nicht die rauen und in Fall-Linie verlaufenden linearen Karstformen, sondern regelmässig geformte, glatt polierte Rillen. Letztere sind das formale Hauptmerkmal von Geleisestrassen.

Eine intakte Geleisestrasse besteht aus zwei parallel zueinander verlaufenden Rillen mit einer festen Spurweite (s. Abb. Vuitebœuf S. 29, ViaSalina). Als Unterlage dient in der Regel eine nivellierte Felsfläche oder eine Pflasterung aus Steinplatten. Die Rillen werden rund zehn Zentimeter breit und mindestens drei bis fünf Zentimeter tief in die Wegoberfläche eingehauen. Im Laufe der Zeit können sie infolge Verkehrsverschleiss und natürlicher Erosionsprozesse aber eine Tiefe von einigen Dezimetern erreichen. Ein gelegentlich auftretendes Bauelement bei Geleisestrassen sind Trittschwellen, die das Passieren von (Zug-)Tieren und Menschen erleichtern.

Am besten können Geleisestrassen mit Tramgeleisen verglichen werden: Ihre Funktion bestand darin, den auf ihnen verkehrenden Karren eine sichere Führung zu bieten. Früher war dies vor allem bei Talfahrten wichtig, weil die Fuhrwerke noch nicht mit Bremsen ausgestattet waren. Um die Fahrgeschwindigkeit dennoch kontrollieren zu können, behalf man sich mit Bremsketten und blockierte damit ein oder zwei Räder. Dabei bestand die Gefahr, dass Karren ohne jegliche Führung ins Schlingern gerieten und in den Abgrund stürzten. Es erklärt sich von selbst, dass auf den Geleisestrassen nur Gefährte verkehren

konnten, deren Radabstand mit der Spurweite des Geleises identisch war.

Jurakalk als ideale Unterlage

In Europa sind Geleisestrassen vor allem aus den Mittelmeerländern bekannt, sie kommen aber auch in Grossbritannien und in Zentral- und Osteuropa vor. Am bekanntesten für Geleisestrassen ist die Insel Malta, wo überdurchschnittlich viele und teilweise äusserst spektakuläre Objekte erhalten sind. Vermutlich existieren Geleisestrassen auch in anderen Regionen, in denen der Transport mit Radfuhrwerken eine grössere Rolle spielte, wie zum Beispiel im Mittleren Osten oder in China.

In der Schweiz konzentrieren sich die Geleisestrassen im Jura, wo das Kalkgestein für die Anlage dieses Strassentyps ideale Bedingungen bietet. Hier sind um die 40 Geleisestrassen bekannt, darunter die spektakulären und bei Fachleuten über die Landesgrenzen hinaus bekannten so genannten «Römerstrassen» am Bözberg AG, am Oberen Hauenstein BL und bei Vuitebœuf im Aufstieg nach Ste-Croix VD. In den Alpen sind Geleisestrassen weniger häufig. Die eindrücklichsten Geleisestrassen in den Schweizer Alpen befinden sich am Julierpass GR westlich der Passhöhe. Im Mittelland kommen Geleisestrassen wegen des relativ weichen Molassegesteins nicht vor. Die bisweilen im Sandstein auftretenden Formen sind nicht künstlich ausgehauene Rillen, sondern durch das stetige Befahren entstandene Belastungsspuren, ähnlich den Spurrinnen auf Autobahnen.

Die zentrale Frage für Geleisestrassenforscher ist die Frage nach dem Alter.

Im Gegensatz zu einer herkömmlichen Strasse, die anhand von Fundmaterialien im Strassenunterbau archäologisch datiert werden kann, ist die Altersbestimmung einer Geleisestrasse ungleich schwieriger. In der Vergangenheit versuchte man deshalb, das Alter mit anderweitigen Methoden zu bestimmen, wie zum Beispiel mit Hilfe von Itinerarien (historische Strassenverzeichnisse) oder von archäologischen Siedlungsresten in der Umgebung. Im Weiteren wurde schon immer ein Zusammenhang zwischen der Spurweite der Geleise und dem Alter postuliert. Ein solcher Zusammenhang ist plausibel, nur waren die bislang mit einfachsten Methoden und unsystematisch erhobenen Messwerte für eine zuverlässige Altersbestimmung unzureichend. Unter den beschriebenen Umständen sind die Mythisierung der Geleisestrassen und ihre generelle Datierung in die Antike verständlich.

Bis zu 30 Strassen in Vuitebœuf

Eine Möglichkeit, die Kenntnisse über Geleisestrassen zu erweitern, bot das Forschungsprojekt «Siedlungsräume und Verkehrsnetze in römischer und frühmittelalterlicher Zeit», das ViaStoria mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds durchführen konnte. Im Rahmen dieses Projektes wurden zehn bedeutende Standorte in der Schweiz, im Elsass und im Aostatal untersucht, die bis dato als «römisch» galten. Hauptziele der Studie waren eine detaillierte Objektaufnahme und -analyse sowie die Entwicklung und Anwendung innovativer Untersuchungs- und Datierungsmethoden. Der Schwerpunkt



Mit einem eigens dafür entwickelten Spezialmessgerät wurden die Spurweiten der Geleisestrassen ermittelt.

der Arbeit lag in Vuitebœuf, wo sich das grösste System von Geleisestrassen der Schweiz befindet.

Vuitebœuf, im Übergang vom schweizerischen Mittelland zum Jura gelegen, ist der östliche Fusspunkt des Col des Etroits VD. Mit seinen vier Generationen von Verkehrswegen ist der Aufstieg zu diesem Pass ein Musterbeispiel für die technische Weg- und Strassenentwicklung über die Jahrhunderte. Auf die frühesten Fuss- und Saumwege folgten mehrere Geleisestrassen, eine erste Kunststrasse um 1760 und schliesslich die heutige Kantonsstrasse von 1838.

Zu Beginn der Untersuchungen war somit klar, dass der Verkehr auf den Geleisestrassen nach dem Bau der 1760er Strasse eingestellt worden sein musste. Im Weiteren war erwiesen, dass die Geleisestrassen mindestens teilweise von der Republik Bern für ihre Salzimporte aus dem französischen Jura benutzt worden waren: So belegen Archivdokumente eine Strassenreparatur um 1714 durch die damaligen Berner Landesherren. Offen waren aber folgende Fragen: Wie viele Generationen von Geleisestrassen wurden im Laufe der Zeit gebaut? Wie verhält es sich mit der Spurweite: Wie gross ist sie genau, und veränderte sie sich über die Jahre? Und welchen Zeitraum umfasst die Abfolge von der ältesten bis zur jüngsten Geleisestrasse?

Die Frage der Abfolge konnte mit umfangreichen Sondierungen einigermaßen geklärt werden. Dies war nicht ganz einfach, weil die ältesten Geleiserelikte teilweise schon ziemlich stark verwittert waren. Aufgrund der Befunde kann

von einer Abfolge von 25 bis 30 Geleisestrassen ausgegangen werden, die nacheinander in den Berghang gebaut wurden. Diese relativ grosse Anzahl erklärt sich hauptsächlich mit dem starken Verschleiss der Strassenunterlage durch den Verkehr, was nach einer gewissen Zeit eine Neuanlage erforderte.

Mit Spezialmessgerät und Metalldetektor

Für die Ermittlung der Spurweiten wurde in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Kocher-Institut der Universität Bern ein Spezialmessgerät entwickelt und hergestellt (s. Abb. auf dieser Seite). Damit war es möglich, beliebige Wegprofile mit einer festgelegten Genauigkeit aufzunehmen und daraus mit einem Grafikprogramm die Spurweiten zu ermitteln. Die statistische Auswertung ergab, dass die Spurweite innerhalb der zwölf jüngsten Geleisegenerationen drei Mal geändert wurde, nämlich von rund 115 auf 111 Zentimeter, danach auf 113 Zentimeter und zum Schluss auf 109 Zentimeter. Mit jedem Wechsel der Spurweite mussten selbstverständlich auch die Radabstände der Karren angepasst werden. Ältere Spurweiten konnten infolge der fortgeschrittenen Verwitterung der Geleise nicht nachgewiesen werden.

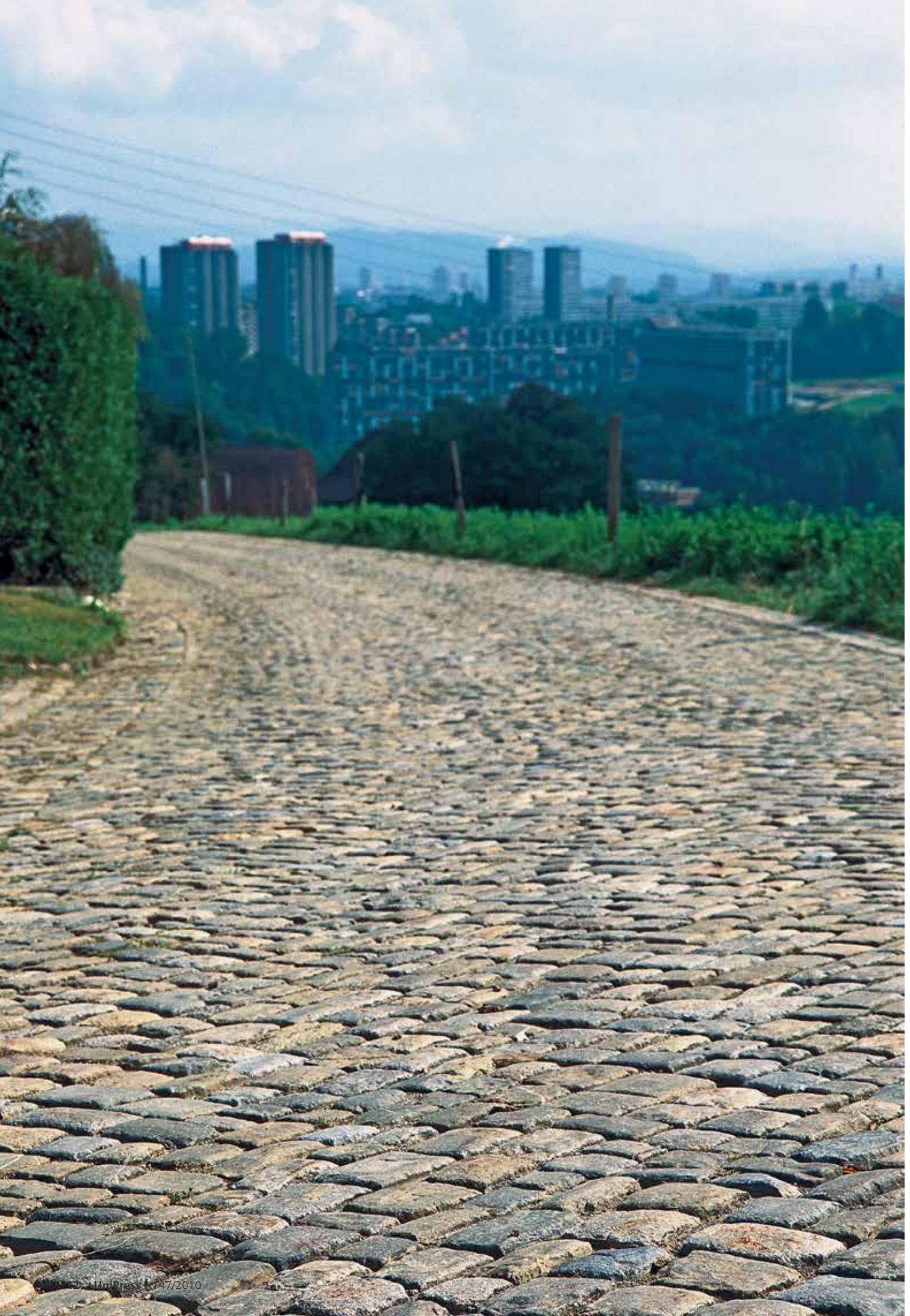
Aus den Erkenntnissen der Sondierungen und der Messungen war wohl eine längere Verkehrsgeschichte ableitbar, aber noch keine Datierung. Diese wurde erst möglich mit dem durch die Waadtländer Kantonsarchäologie bewilligten Einsatz eines Metallsuchgerätes durch einen Spe-

zialisten. Das Resultat dieser archäologischen Untersuchung waren zahlreiche Funde, insbesondere Huf-, Karren- und Schuhnägel sowie Hufeisen und diverse Gegenstände aus Alltag, Forst- und Landwirtschaft. Aufgrund der Funde kann die erste Geleisestrasse auf Anfang des 14. Jahrhunderts angesetzt werden, vermutlich im Zusammenhang mit dem Bau des nahen Château de Sainte-Croix. Ein Zusammenhang mit den Römern ist sehr unwahrscheinlich. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass ein allfälliger römischer Verkehrsweg in der Côte de Vuitebœuf mit einem der älteren Saumwege identisch ist. Die Befunde der anderen neun Untersuchungsstandorte weisen in die gleiche Richtung: Die überall festgestellten Generationenabfolgen lassen eine mehrere Jahrhunderte lange Verkehrsgeschichte erkennen, die in den meisten Fällen im 18. Jahrhundert zu Ende ging.

Die Nationalfondsstudie gab ViaStoria die Gelegenheit, ein Stück Verkehrsgeschichte zu schreiben, und das spannende Phänomen der Geleisestrassen mittels interdisziplinären und kreativen Forschungsmethoden aus dem Bereich der Mythen in die Welt des Wissens zu holen. Aus römischer Zeit sind – wenn überhaupt – wohl nur wenige Geleisestrassen materiell überliefert. Doch dies tut ihrer Faszination keinen Abbruch.

Kontakt: Guy Schneider,
wissenschaftlicher Mitarbeiter ViaStoria –
Zentrum für Verkehrsgeschichte,
guy.schneider@viastoria.ch





Der Zytglogge als Nabel der Welt

Die Römer stellten an ihren überregionalen Strassen Meilensteine auf. Diese gaben die Distanz von Rom oder der nächsten grösseren Stadt an. Die Berner taten es ihnen nach und bauten im 18. Jahrhundert ein Kunststrassen-netz auf. Ihre Strassen versahen sie mit Distanzsteinen, welche die Entfernung vom Zytgloggeturm in Bern in Wegstunden angaben.

Von Sabine Bolliger

Die Inschrift eines römischen Meilensteins aus Saint-Prex im Kanton Waadt datiert aus dem Jahr 213 n. Chr. Sie nennt den Kaiser Caracalla als denjenigen, der die durch das Alter zerfallenen Strassen und Brücken wieder instand stellte. Die Berner, die über 1500 Jahre später – als auch das Gebiet der heutigen Kantone Waadt und Aargau zu Bern gehörten – ihr Hauptstrassennetz systematisch erneuerten, versahen diesen Meilenstein mit einer Erinnerungstafel. Diese lobte gleichzeitig ihr eigenes Werk und nahm Bezug auf Rom: «Pontes et vias vetustate collapsas olim Roma, nunc Berna restituit. (Brücken und Strassen rettete einst Rom vor dem Zerfall, nun hat sie Bern wiederhergestellt) 1785». Während die römischen Meilensteine, soweit erhalten, fast vollständig in Museen verschwunden sind, stehen von den ursprünglich 145 Stundensteinen aus dem Berner Strassenbau des 18. und 19. Jahrhunderts noch etwa 100 an ihrem ursprünglichen Platz.

Für das alte Bern hatte der Zytglogge den gleichen Stellenwert wie der goldene Meilenstein in Rom zur Zeit des Kaisers Augustus: Er war das Zentrum des Reiches respektive des Staates und Ausgangspunkt der wichtigsten Strassen. Im Innern des Zytgloggeturms sind seit dem 17. Jahrhundert die im Bernbiet gültigen Normalmasse angebracht, darunter ein Umrechnungsstab von Berner Schuh in Schweizer Fuss. Ab den 1830er Jahren versah auch der Kanton Luzern seine Hauptstrassen gemäss dem Berner Vorbild mit Stundensteinen. In den absolutistischen Staaten Europas hatte man bereits 1722 mit dem Aufstellen von «Postmeilensäulen» begonnen. Solche Distanzsteine dienten nicht nur der Orientierung, sondern jeweils auch der Markierung und Demonstration eines Herrschaftsanspruchs.

Berner Strassenbau nach römischem Vorbild

Das bernische Strassenbauprogramm nahm seinen Anfang mit dem «Unterthänigst- und ohnmassgeblichen Memoriale über die Construction, Reparation und Conservation der hohen Land-Strassen» von 1740, der ersten schweizerischen Fachschrift zum Strassenbau. Verfasst wurde sie vom Strassenbaumeister Friedrich Gabriel Zehender. Den grossen Erfolg seines «Memoriale» konnte Zehender nicht mehr miterleben – er verstarb bereits 1741. Seine Vorschläge wurden dennoch überraschend schnell umgesetzt. Dabei ging es darum, den Strassenbau systematisch, organisiert und kontrolliert anzugehen, ebenso den Unterhalt der Strassen. Dafür sollten sowohl eigens zuständige Beamte als auch ein spezieller Fonds eingesetzt werden.

Zehender nimmt in seiner Fachschrift Bezug auf die Römer: «... von allen Mitteln, deren die alten Römer sich bedient haben, ihres, und andere Reich und Völker zu bezwingen, in Gehorsam zu behalten, glückhaftig zu machen, ihre Schätze zu bereichern, und ihres Reich zu vergrössern, sind keine kräftigere wichtigere und richtigere gewesen, als die Etablier- und Erhaltung ihrer grossen Land-Strassen». Für Zehender ist die Tatsache wesentlich, dass der römische Staat ein Strassennetz gebaut und unterhalten hat. Dies schlägt er auch für Bern vor. Der Meilenstein in Saint-Prex und das «Memoriale» des Strassenbaumeisters zeigen also weniger, wie die Römer gebaut haben, als vielmehr, wie wichtig der Bezug auf die Römer für das Selbstverständnis des damaligen Bern war. Der Strassenbau, insbesondere dessen Organisation, orientierte sich bewusst am römischen Vorbild.

Das 18. Jahrhundert und die Karte von Pierre Bel

Die Berner begannen ab 1742, ihr Strassen-netz systematisch auszubauen, so wie Zehender es in seinem «Memoriale» vorgesehen hatte. In den folgenden 35 Jahren wurden die bestehenden Strassen mit Hilfe von Aufschüttungen, Geländeeinschnitten und Brücken begradigt. Sie erhielten einen ebenen Verlauf und Trassees mit einem breiten Steinbett. Die nun gewölbten Oberflächen liessen das Regenwasser seitlich abfliessen.

Nach römischem Vorbild standen an den wichtigsten Strassen Stundensteine. Diese nannten in einer eingemeisselten Inschrift die Distanz vom Berner Zytgloggeturm. Die damals benutzte Einheit für Distanzangaben war die Berner Wegstunde. Sie war ein genau definiertes Längenmass, das 18 000 Berner Schuh oder 5,279 Kilometer entsprach. Von den Stundensteinen aus dem 18. Jahrhundert sind drei Typen bekannt, aber nur von einem ist noch ein Original exemplar erhalten: ein Granit-zylinder, der im historischen Museum Bern aufbewahrt wird. Die Kopie eines runden Stundensteins steht im Kanton Waadt südlich von Montpreveyres. Die Inschrift nennt Distanzen von 15 Lieues – die französische Bezeichnung für Wegstunden – bis Bern und 2 Lieues bis Lausanne.

Auskunft über Anzahl und Standorte der Stundensteine des 18. Jahrhunderts geben die zwei Karten von Pierre Bel (1742–1813). Der aus einer Ingenieursfamilie stammende Bel hatte die Karten Bern-Genf und Bern-Zürich/Zurzach selbst an Ort und Stelle aufgenommen. Sie müssen eine vorzügliche Orientierungshilfe gewesen sein: Strassenverzweigungen, Kirchen, Schlösser und Burgen waren markiert, Hangpartien schraffiert, Wälder angegeben und die



Stundenstein aus dem 19. Jahrhundert, «Modell 1825», zwischen Hindelbank und Kernenried: 4 Stunden von Bern.



Stundenstein von Worb, «Modell 1825»: 2 Stunden von Bern.

wichtigsten Städte im Grundriss gezeichnet. Auf der «Carte Topographique de la Grande Route de Berne à Genève» von 1783 sind zudem 28 Stundensteine oder «pierres milliaires» eingetragen. Diese stehen jeweils in einem Abstand von 1800 Toises, was 18 000 Berner Schuh entspricht, voneinander entfernt. Die gesamte Distanz vom «grand Horloge à Berne», dem Zytglogge, bis nach Genf ist mit «28 Lieues & 950 Toises» angegeben. Diese Distanz von circa 150 Kilometer entspricht in etwa der modernen Autoverbindung. In der «Carte Topographique de la Grande Route de Berne à Zurich & Zurzach» von 1787 sind ebenso präzise 27 Stundensteine verzeichnet.

Das «Modell 1825»

Der Abstand von 18 000 Berner Schuh zwischen den Stundensteinen galt bis 1837. Nach einer Revision der Masse und Gewichte 1838 wurde die «Stunde» neu definiert; sie entsprach fortan 16 000 Schweizer Fuss oder 4,8 Kilometer. In der Folge wurden die bisherigen Stundensteine versetzt und sukzessive durch einen neuen Typ ersetzt, das so genannte «Modell 1825». Dabei handelte es sich um einen aufrecht stehenden Quader mit einem dachförmigen oberen Abschluss (Walm). Er ist mit einer Tafel mit einer vierzeiligen Inschrift versehen, die in römischen Zahlen und Versalien geschrieben ist.

Über die Aufstellung der Stundensteine «Modell 1825» informiert die «Karte des Cantons Bern, in VI Strassen- und Wasserbaubezirke eingetheilt» von Karl Jakob Durheim (1780–1866). Durheim war bis 1844 Oberzoll- und Ohmgeldverwalter der Stadt und des Kantons Bern. Gemäss Durheims Kantonskarte aus dem Jahr 1850 standen allein im heutigen Kantonsgebiet 145 Stundensteine; rund drei Viertel von

ihnen sind noch erhalten. Zwar sind einige beschädigt, versetzt oder in Mauern einzementiert worden. Die Tatsache, dass nach der Einführung des metrischen Systems 1875 die Mehrheit dieser «ausgedienten» Stundensteine nicht einfach weggeräumt wurden, zeigt aber, dass sie schon früh als wertvolles Kulturgut anerkannt waren. Zum Teil wurden abhanden gekommene Exemplare gar durch neue ersetzt und rufen noch immer nostalgische Erinnerungen an die Zeit der Postkutschen wach.

Besondere Steine

Unter den Distanzsteinen verdienen zwei Exemplare eine besondere Erwähnung, weil sie neben den ordentlichen Stundensteinen eine Kuriosität darstellen. Der eine, im Zentrum von Grosshöchstetten, ähnelt zwar von der Form her einem Stundenstein, trägt aber eine abweichende Inschrift: «HIER HALBENWEG VON BURG DORF AUF THUN / IIII STUND». Er hat also nicht den Zytglogge als Referenzpunkt, sondern bezieht sich auf die Mitte der Strasse, welche Burgdorf mit Thun verbindet. Der andere, südlich von Sonceboz bei Tournedos, informiert die Reisenden über die Distanz nach Corgémont und Courtelary: «CORGEMONT 369 PERCHES / COURTELARI 105 PERCHES». Das Längenmass der perche – die Rute – lässt sich heute nicht mehr genau bestimmen. In der Regel entspricht eine Rute 10 lokalen Fuss, also je nach Ort circa 3 bis 4,7 Meter. Der Stein steht auf jeden Fall nicht mehr an seiner ursprünglichen Position, sondern wurde versetzt. Aussergewöhnlich sind auch die Stundensteine im St. Immortal. Die meisten von ihnen sind in zwei Sprachen beschriftet. Auf der dem Weg zugewandten Seite findet sich die deutsche Inschrift und auf der Rückseite die ältere französische.



Kopie eines Stundensteins aus dem 18. Jahrhundert, runder Typ: 15 Stunden von Bern und 2 Stunden von Lausanne, zwischen Montpreveyres und Bossons im Waadtland.

Kontakt: Dr. Sabine Bolliger, wissenschaftliche Mitarbeiterin ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte, sabine.bolliger@viastoria.ch





Die Berner Strassen als Puzzleteil einer schweizerischen Verkehrsgeschichte

Im Auftrag des kantonalen Tiefbauamtes erarbeitet ViaStoria eine Strassengeschichte des Kantons Bern vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Arbeit ist ein Gewinn für die historische Forschung. Die Ergebnisse sollen dereinst in eine gesamtschweizerische Verkehrsgeschichte einfließen.

Von Erika Flückiger Strebel

2012 wird das Tiefbauamt des Kantons Bern sein 100-jähriges Bestehen unter dem jetzigen Namen feiern. Es plant dazu eine Jubiläumsschrift, die es bei ViaStoria in Auftrag gegeben hat. Weit über die zu feiernden 100 Jahre zurück kann das Amt auf eine wechselvolle und reiche Vergangenheit blicken, die aufs Engste mit der Herausbildung des heutigen bernischen Strassennetzes verbunden ist. Die Aufgabe umfasst deshalb einerseits eine Darstellung der institutionellen Entwicklung des Tiefbauamtes seit seinen Anfängen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also eine Amtsgeschichte im klassischen Sinn. Andererseits soll aber auch eine allgemein verständliche, attraktiv illustrierte und knapp gehaltene Übersicht über die wesentlichen Entwicklungen der Strassen- und Verkehrsgeschichte des Kantons Bern entstehen. Sie soll dem interessierten Laien eine Strassengeschichte vermitteln, welche die Fragestellungen der modernen Geschichtswissenschaft berücksichtigt. Das Tiefbauamt hat ViaStoria dafür nicht nur finanzielle Unterstützung gewährt, sondern auch freien Zugang zu seinen internen Beständen, die nicht im Staatsarchiv liegen, und Interviews mit aktuellen und ehemaligen Mitarbeitern des Amtes vermittelt. Dies macht den Auftrag für ViaStoria erst richtig interessant: Die Historikerinnen und Historiker bekommen Zugang zu Quellenbeständen und zu einem reichen Fundus an Plänen, Fotografien und informellem Wissen der Angestellten. Gerade die nicht öffentlich zugänglichen Foto- und Planbestände des Tiefbauamtes bilden ein reiches Archiv, das von der Forschung bisher noch kaum berücksichtigt werden konnte. ViaStoria erhält also die Möglichkeit, neue Forschungsergebnisse aus bisher kaum

bekanntem Quellenbeständen in die Verkehrsgeschichte einfließen zu lassen.

Eine win-win-Situation für Forschende und Auftraggeber

Der Auftrag des Berner Tiefbauamtes ist noch aus einem weiteren Grund von Interesse. Seit ihrem Bestehen ab Mitte der 1990er Jahre verfolgte die Abteilung Forschung von ViaStoria drei Ziele: erstens die Etablierung einer nationalen Verkehrsgeschichte, die sich an Umwelt-, Technik- und Wirtschaftsgeschichte sowie an der historischen Geografie orientiert, zweitens eine historische Verkehrswissenschaft, die sich sowohl mit der aktuellen Verkehrsplanung und Raumordnungsforschung als auch mit Konzepten der Kulturräum-erhaltung verbindet, und drittens die Vermittlung und Umsetzung der Resultate. Ziel ist eine Verkehrsgeschichte, die nicht nur die einzelnen Verkehrsträger – Strasse, Wasser, Schiene und Luft –, sondern auch deren Zusammenwirken umfasst. Um dieses Ziel zu erreichen, musste ViaStoria nach neuen Finanzierungs- und Umsetzungsmöglichkeiten suchen. So entstand die Idee, die Geschichte des Strassenverkehrs in der Schweiz über die Synthese möglichst zahlreicher, kantonsweise erarbeiteter und finanzierter Analysen zu erstellen. Die Erforschung der Berner Strassengeschichte ist deshalb ein Puzzleteil in einer Reihe ähnlicher Arbeiten. Bereits abgeschlossen sind jene in Graubünden und Luzern. Weitere Kantone sollen folgen und so helfen, das nationale Bild zu vervollständigen.

Die Tiefbauämter zeigen sich interessiert an einer wissenschaftlichen Aufarbeitung ihrer Geschichte und der Strassengeschichte ihres Kantons und sind offen für das

Anliegen von ViaStoria, die Geschichte ihres Amtes in einen grösseren Forschungskontext einzuordnen.

Als Endprodukt erhalten sie eine reich bebilderte Broschüre von 60 bis 80 Seiten mit einem Textumfang von 30 bis 40 Seiten. In allgemein verständlicher Sprache fasst diese die wesentlichen Erkenntnisse aus dem Quellen- und Literaturstudium zur kantonalen Strassengeschichte im Allgemeinen und zur Geschichte des Tiefbauamtes im Besonderen zusammen. Bilder, Karten und Pläne veranschaulichen die Schwerpunkte der verkehrshistorischen Entwicklung in knapper und attraktiver Form. Die Jubiläumsschrift für das Berner Tiefbauamt wird in vergleichsweise hoher Stückzahl produziert werden. Damit können die Erkenntnisse einer wissenschaftlichen Strassengeschichte über den engen akademischen Kreis hinaus einem breiten Publikum vermittelt werden.

Der Faktor Zeit

Anders als bei der über einen längeren Zeitraum finanzierten Grundlagenforschung liegt der Charakter von Auftragsarbeiten dieser Grössenordnung in einer möglichst effizienten Erarbeitung des immensen Quellenkorpus und der Sekundärliteratur sowie einer ansprechenden Darstellung der Forschungsergebnisse. Das Herausarbeiten der wichtigsten Entwicklungslinien verhindert, dass sich die Historikerinnen und Historiker während der beschränkten Zeit in der Flut der Akten verlieren. Als Basis dienen die gedruckten Verwaltungsberichte, welche die Baudirektion seit 1814 jährlich als eine Art Rechenschaftsbericht über die geleisteten Arbeiten vorlegen musste. Diese Berichte bergen eine Fülle von Details zur Entwicklung der Strassenin-

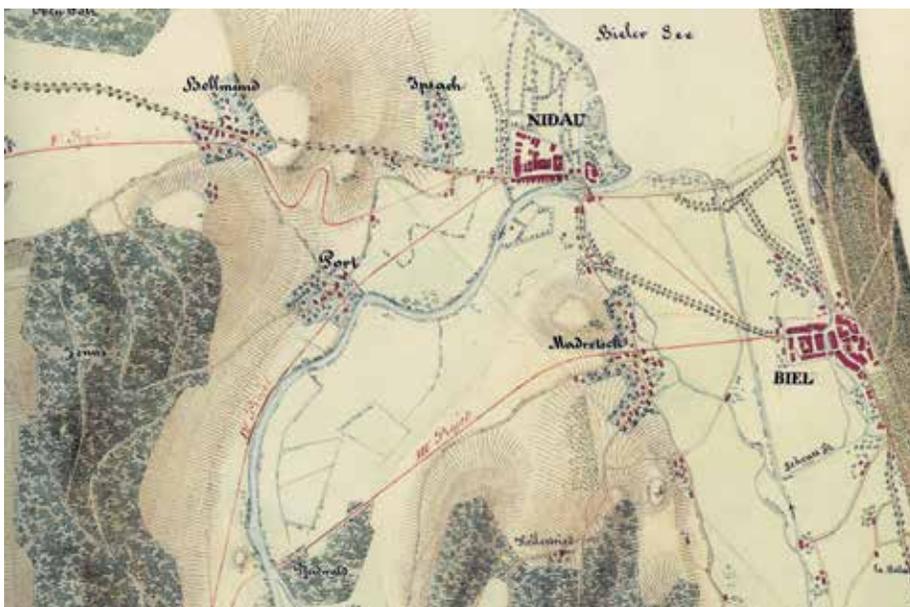
frastruktur, zur politischen Diskussion und technischen Umsetzung der Strassenplanung, zum technischen Fortschritt im Strassenbau, zum Verhältnis von Strassenbau und Strassenunterhalt und vielem mehr. Sie liefern zum Beispiel Hinweise auf interessante Strassenbauten, die es näher zu untersuchen lohnt und zu denen in den Aktenbeständen des Staatsarchivs und des Tiefbauamtes detailreiche Dossiers und eine Vielzahl äusserst attraktiver Pläne, Karten und Fotografien zu finden sind. Die Auswertung der Verwaltungsberichte wird begleitet von einer seriellen Analyse der Ausgaben, die seit 1814 für Strassenbauten und -unterhaltsarbeiten getätigt wurden, um langfristige Veränderungen und den Anteil des Strassenbaus am gesamten Staatsbudget dokumentieren zu können.

Bauboom bis in die Randregionen

Die Ergebnisse von ViaStoria ergänzen oder korrigieren das Bild der bernischen Strassengeschichte. Die bisherige Forschung hob die Pionierrolle Berns im 18. Jahrhundert besonders hervor. Mit seinem Chausseebau (Strasse mit fest gestampften Steinen) modernisierte der bernische Stadtstaat fast zeitgleich mit dem Vorbild Frankreich und Jahrzehnte vor der restlichen Eidgenossenschaft sein Strassen- und Infrastrukturnetz. Weniger bekannt war dagegen, dass der Strassenbau in den 1830er Jahren boomte. Die liberale Forderung zur Stärkung des bernischen Wirtschafts- und Handelsraumes über den Bau schneller Fahrstrassen führte innerhalb weniger Jahre zur Schaffung eines engmaschigen Strassennetzes. Dieses berücksichtigte nicht nur die grossen Transitlinien, sondern auch die regionale Erschliessung. Der Boom war auch dank der vom damaligen Berner Oberingenieur gezielt geförderten billigen Strassenbautechnik des schottischen Ingenieurs Loudon McAdam möglich, bei der die Strassen anders als die Chausseen des 18. Jahrhunderts ohne festes Steinbett gebaut wurden. Dieses bemerkenswerte Detail gehört zu den bisher kaum bekannten Erkenntnissen, die im Rahmen der Auftragsarbeit gewonnen werden konnten. In einem möglichst breiten Forschungsansatz stellt sie den Strassenbau Berns in einen grösseren wirtschafts- und sozialpolitischen Zusammenhang. So wurden beispielsweise im 19. Jahrhundert Strassenbauprojekte immer wieder auch sozialpolitisch begründet – sei es, um möglichst viele Verdienstlose zu beschäftigen oder um einer strukturschwachen Randregion wie zum Beispiel dem Schwarzenburgerland eine bessere Handelsverbindung zum Zentrum zu ermöglichen. Die Dossiers zu den einzelnen Bauten liefern zudem wertvolle Informationen zu den Arbeitsbedin-



Strassenarbeiter und Ingenieure beim Bau der Strasse Merligen–Neuhaus entlang des Thunersees 1882–1884.

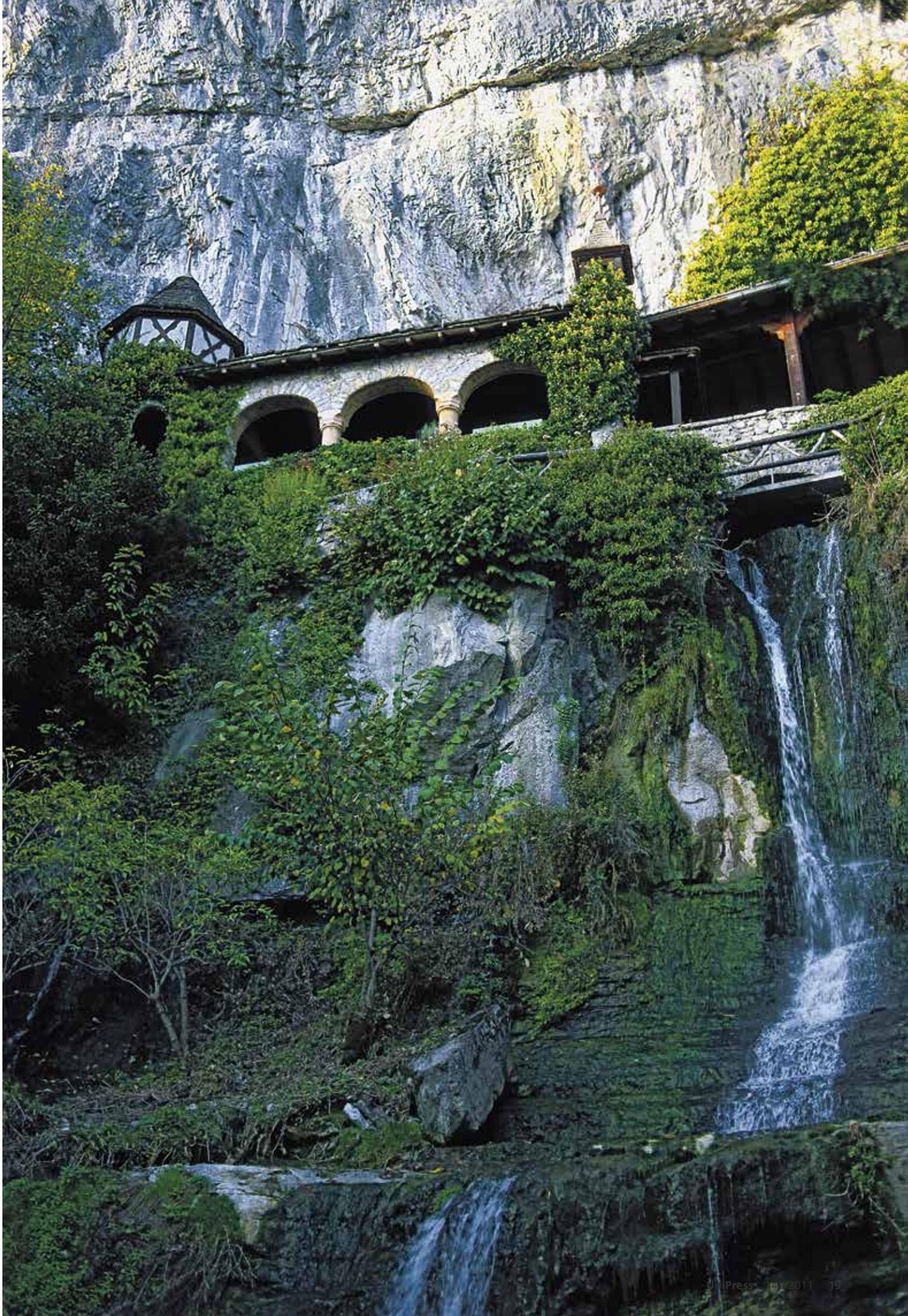


Ausschnitt aus dem Strassenprojekt Lyss-Reuchenette der Kommunikationsstrasse Bern–Basel von 1848.

gungen der Ingenieure, Wegmeister und Strassenarbeiter, zum Einsatz von Sträflingen als billige Strassenarbeiter oder zum Einfluss ausländischer Ingenieure auf die Strassenplanung der 1830er und 1840er Jahre. Die Quellen belegen auch, dass bis in die 1930er Jahre die Strassen von Hand gebaut wurden. Der Strassenbau war noch in der Zwischenkriegszeit in den meisten Fällen eine Arbeitsbeschaffungsmassnahme und der Einsatz von Maschinen unerwünscht. Der moderne Strassenbau startete erst unter den Bedingungen der Hochkonjunktur und der Vollbeschäftigung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Beispiele zeigen, wie sich auch aus einer gezwungenermassen knapp gehaltenen Auftragsarbeit reichhaltige Quellenhinweise und Forschungsergebnisse gewinnen lassen, die Anregungen und Material für spätere vertiefende Untersuchungen liefern können. Auftragsarbeiten sind somit in vielerlei Hinsicht ein Gewinn für die historische Forschung.

Kontakt: Dr. Erika Flückiger Strebel,
ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte,
Abteilung Forschung,
erika.flueckiger@viastoria.ch



Mit Thomas Cook auf der ersten Pauschalreise durch die Schweiz

Als der englische Tourismuspionier Thomas Cook 1863 erstmals mit einer Reisegruppe die Schweiz besuchte, war dies ein echtes Abenteuer. Die Eisenbahn stand in ihren Anfängen, und viele Strassen waren nicht ausgebaut. Heute ist eine Reise auf der ViaCook komfortabler – aber ein Erlebnis ist sie immer noch.

Von Martino Froelicher

Am Anfang der touristischen Tätigkeit des Briten Thomas Cook (1808–1892) stand, so würde man heute sagen, die Suchtprävention: Um für eine Abstinenzveranstaltung eine möglichst grosse Menschenmenge zu mobilisieren, handelte er 1841 auf der ansonsten unerschwinglich teuren Eisenbahn von Leicester nach Loughborough (28 km) eine Extrafahrt zum Sonderpreis aus. Vom Erfolg dieses Anlasses ermuntert, übertrug er die Idee auf Vergnügungsreisen mit Spielen, Tanz und Gesang statt pädagogischer Reden.

Allmählich weitete Cook seine Angebote auf andere englische Bahngesellschaften aus, und 1845 öffnete er sie einem breiteren Publikum. Dann ging es Schlag auf Schlag: 1846 führte er Reisen nach Schottland ein, 1851 und 1853 nutzte er die grossen internationalen Ausstellungen in London und Dublin für die Weiterentwicklung seiner Ideen. 1855 wagte Cook den Sprung auf den Kontinent, 1863 folgte die «First Conducted Tour of Switzerland», und dann standen fast jährlich neue Destinationen auf dem Programm: 1864 Italien, 1865 USA, 1868 Palästina, 1869 Ägypten.

Cooks Ziel für die 1863 als «preliminary tour» (etwa: Vorbereitungstour/Erkundungstour) ausgeschriebene Reise durch die Schweiz war es, die Transport- und Tourismusinfrastruktur kennen zu lernen. Von der Reisegruppe der Pioniertour erhoffte er sich Landes- und Sprachkenntnisse – und die sollte er von den vier Damen und vier Herren auch bekommen, wie er nachträglich in seinem Reisemagazin «Excursionist» vom 11. Juli 1863 schrieb:

«Einige von ihnen, geschätzte Freunde, waren alte Kenner der Schweiz. Sie konnten wertvolle Informationen geben und bildeten eine wichtige Hilfe in der Auswahl der Route und für andere bedeutende Faktoren.»

Nicht nur alte Kenner der Schweiz gehörten aber der Reisegruppe an, sondern auch eine begnadete Schreiberin. Die 31-jährige Jemima Morrell verfasste einen spannenden Bericht über die Reise, der sich unterhaltsam liest und die Autorin als eine humorvolle und gebildete Person mit genauer Beobachtungsgabe erkennen lässt.

Furchterregende Gemmi

In Leukerbad, am Fuss der Gemmiwand, war Jemima Morrell sehr besorgt: «Die schreckliche Gewalt dieser Felsen oberhalb von uns, die wir der Wand entlang krochen, liess in uns Gedanken ans Weltenende aufkommen», schrieb sie am 3. Juli 1863 in ihr Fahrtenbuch. Dabei hatte die englische Pastorentochter als Teilnehmerin der «preliminary tour» bis dahin schon einige Strapazen und Abenteuer überstanden: Von Genf war sie unter der Leitung von Thomas Cook über Chamonix ins Wallis gereist und hatte mehrstündige Fussmärsche auf schlechten Wegen erdulden müssen. Auch diesmal erwies sich ihre Sorge als unbegründet: Schadlos erreichte die Gruppe die 2314 Meter hohe Gemmi und lieferte sich dort aus Erleichterung auf einem Schneefeld erst eine zünftige Schneeballschlacht, bevor sie nach Kandersteg abstieg.

Auf den Spuren von Thomas Cooks Reisegruppe können wir noch heute Jemima Morrells Schauder nachvollziehen.

Und auch wir entrinnen dem Weltenende und steigen von der Gemmi Richtung Kandersteg ab.

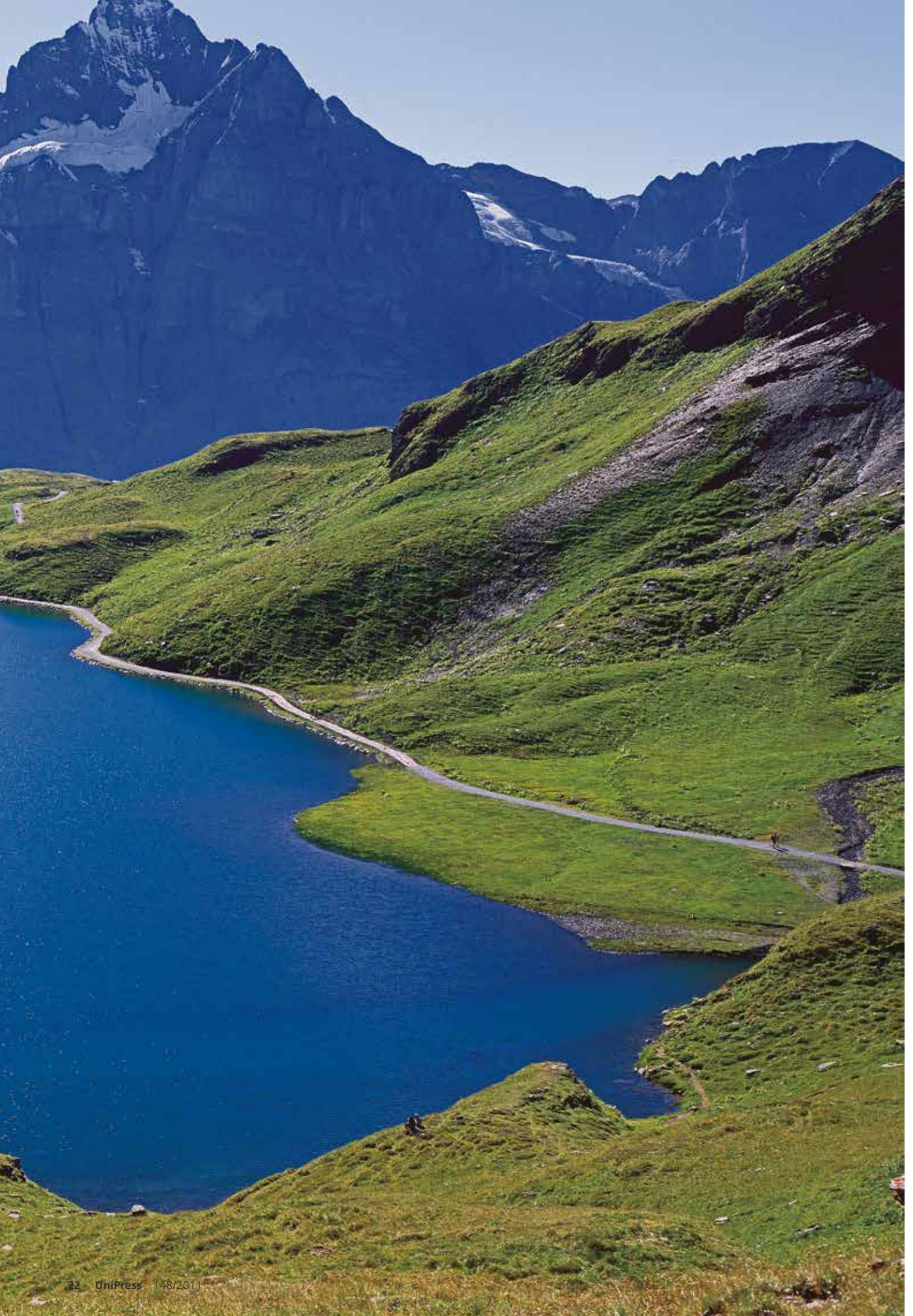
Das Berner Oberland – der Weg ist das Ziel

Das Berner Oberland, mit den Lüttschinentälern und Grindelwald, zog schon immer die Naturwissenschaftler an, weil man hier die Phänomene der Alpen in unmittelbarer Anschauung studieren konnte. Den Pionieren der Wissenschaft folgten die Schriftsteller und Maler, die in ihren Werken das Gegenbild zur städtischen Welt entwarfen. Durch ihre Darstellungen angelockt, kamen im frühen 19. Jahrhundert die «Touristen». Nirgendwo sonst fanden die Fremden eine ähnliche Dichte von Naturwundern und eine solch eindrückliche Landschaft, nirgendwo sonst entsprachen die Einheimischen mehr dem romantischen Bild der freien Hirten. Bald boten entlang der Oberland-Tour Dampfschiffe, Führer, Lastenträger und Kutscher den Fremden ihre Dienste an.

Zwischen Strapazen und Sonntagsruhe

Diese Dienste nutzte Thomas Cooks Reisegruppe, der selbsternannte *Junior United Alpine Club*, am Tag nach der anstrengenden Gemmi-Überquerung: Schon um halb sechs Uhr morgens bestieg sie in Kandersteg eine Lohnkutsche, «einen klapprigen alten Karren, gezogen von einem Paar grobschlächtiger Pferde», wie Jemima Morrell ungeschminkt festhielt. Die Reise führte nach Spiez, wo das nach Fahrplan verkehrende Dampfschiff erreicht







Der alte Talweg bei Frutigen im Kandertal weist viel historische Substanz auf.



Zu Thomas Cooks Zeiten wie heute ein überwältigender Anblick: Eiger, Mönch und Jungfrau, von der Kleinen Scheidegg aus betrachtet.

werden musste. Per Boot setzte die Gruppe auf das Dampfschiff über und stieg am See-Ende, in Neuhaus, auf eine weitere Lohnkutsche um. Ziel der Reise waren die berühmten Staubbachfälle bei Lauterbrunnen – eine Attraktion, für deren Besichtigung die Touristen gerne eine mehrstündige Fahrt auf schlechten Strassen in Kauf nahmen. Darüber hinaus entschädigte sie in Lauterbrunnen ein Siebengangmenu für die Strapazen der Reise. Erfüllt vom Naturspektakel und mit vollem Magen kehrte die Gruppe nach Interlaken zurück und bezog dort Quartier. Der nun folgende Sonntag diente der Erholung.

Heute kann man sich im Berner Oberland wesentlich schneller und komfortabler bewegen als zur Zeit der Lohnkutschen: Eisenbahnlinien und gut ausgebaute Strassen führen die Touristen in alle Täler der Region. Wer aber die Schönheiten der Landschaft intensiv erleben will, reist zu Fuss und mit dem Schiff. Da liegt auch für Linienbewusste mal ein Siebengangmenu drin.

Glücksmomente auf der Kleinen Scheidegg

Auch Jemima Morrell war viel zu Fuss unterwegs, denn im Jahr 1863 gab es meist keine andere Wahl. So auch am nächsten Reisetag, nachdem eine Lohnkutsche Cooks Gruppe erneut nach Lauterbrunnen gebracht hatte: «Wir verliessen unsere Kutsche und hatten nun einzig noch unsere Füsse und die Alpenstöcke zur Fortbewegung», so Jemima Morrell. Einer der bereit stehenden Führer begleitete die Gruppe auf die Kleine Scheidegg. Ein Alphornständchen, ein Eisabbruch an der Jungfrau und natürlich der grossartige Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau: Die aus

Reisebeschreibungen genährte Erwartung Jemima Morrells wurde nicht enttäuscht. Der Abstieg nach Grindelwald, der von oben nach einer leichten Tour von einer Stunde aussah, erwies sich dann allerdings als dreistündige Wanderung über einen sehr rauen und steinigen, an einigen Stellen auch steilen Weg. Der Stimmung in der Gruppe tat das aber keinen Abbruch: «Wir hüpfen hangabwärts über die Steine wie die Ziegen.»

Anders als Jemima Morrell haben wir heute die Wahl, wie wir uns fortbewegen wollen. Und beim Anblick der einladenden Wagen der Wengernalpbahn mag es uns schwer fallen, nur unsere Füsse und Alpenstöcke zu benutzen. Immerhin wissen wir auch schon im Voraus, dass die Wanderung nach Grindelwald gut sieben anstrengende Stunden dauern wird. Aber es gibt ja genügend Möglichkeiten, die Reise stilvoll zu unterbrechen. Und wie Jemima Morrell mögen wir vielleicht nach unserem ViaCook-Urlaub festhalten: «Die Tage, die wir zu Fuss und an der Seite eines Maultiers zugebracht haben, haben mir am meisten Befriedigung verschafft.»

Mutproben am Grindelwaldgletscher

Nach der kräftezehrenden Überquerung der Kleinen Scheidegg gönnte Thomas Cook der Reisegesellschaft keine Erholung. Schon am nächsten Tag, dem zwölften der Reise, stand der Marsch auf die Stieregg am Unteren Grindelwaldgletscher auf dem Programm. Nach einem einstündigen Aufstieg durch Heumatten und lichte Fichtenwälder wurde das Gelände gebirgigsteil: «Ein falscher Tritt, und alles wäre vorüber gewesen!», bangte Jemima Morrell schon wieder um ihr Leben. Und auch sonst

bot der Ausflug den Mitgliedern des *Junior United Alpine Club* Gelegenheit, ihren Mut unter Beweis zu stellen, so etwa auf der «glazialen Hühnerleiter», die zum zerfurchten Gletscher hinunter führte.

Die Stieregg ist noch heute ein interessantes Ausflugsziel – die Hühnerleiter suchen wir aber vergebens. Der Untere Grindelwaldgletscher hat sich so stark zurückgebildet, dass jeder Abstieg unmöglich ist. So bleibt uns nur der wehmütige Blick von oben. Wir sind allerdings gut beraten, uns auf den auch heute noch etwas ausgesetzten Bergweg zu konzentrieren, auch wenn die gefährlichsten Passagen gut gesichert sind.

Zurück in Grindelwald führte der «sperrige Fahrwagen des Gastwirts» Cooks Reisegruppe noch am gleichen Tag nach Interlaken, wo sie am Brienzensee das Dampfschiff nach Giessbach bestieg. Wer dort, beim einsamen Wasserfall, romantische Abgeschiedenheit erwartete, lag allerdings falsch: Da sämtliche 150 Betten des damaligen Hotels belegt waren, musste Cooks Reisegruppe in einer Dependance Quartier nehmen.

Auch das heutige Grandhotel Giessbach ist zuweilen ausgebucht. Der einmalige Bau, 1875 eröffnet und 1883 nach einem Brand wiedererrichtet, ist einer der eindrucklichsten Zeugen der Tourismusgeschichte im Berner Oberland. Hier verlassen wir die Reiseschilderung Jemima Morrells in der Gewissheit: Es gibt für uns noch sehr viel zu entdecken auf dem weiteren Verlauf der ViaCook.

Kontakt: Martino Froelicher, ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte, Abteilung Tourismus, martino.froelicher@viastoria.ch



Auf Kulturwegen zurück zu den Wurzeln

«Kulturwege Schweiz» ist das erste Tourismusprojekt, das direkt auf einem Bundesinventar für den Landschaftsschutz basiert. Das Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz IVS eröffnet neuartige Möglichkeiten zur Weiterentwicklung der Kulturlandschaft sowie zur Vernetzung von Tourismus, Landwirtschaft, Bildung und Langsamverkehr.

Von Hanspeter Schneider und Caroline Süess

Ein Ende – und ein Zukunftstraum: Das stand am Anfang des Projekts Kulturwege Schweiz. Das Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS) war abgeschlossen, die ausführende Organisation ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte entwickelte eine Vision: Historische Wege sollen bewahrt werden, indem sie der Bevölkerung bekannt gemacht und von ihr genutzt werden. Dies war 2003. Inzwischen ist aus der Vision ein Netz von zwölf nationalen Kulturwegen entstanden. Jede der zwölf Via-Routen «erzählt» einen Teil der Kultur- und Verkehrsgeschichte der Schweiz. Zum Angebot von Kulturwege Schweiz gehören heute eine Vielzahl buchbarer Packages (Pauschalarrangements) sowie Informationsangebote im Internet, in Publikationen und in der Landschaft selber. Möglich war dies nur dank eines grossen Netzwerks von Partnern, das ViaStoria in den letzten Jahren aufgebaut hat und das die Idee von Kulturwege Schweiz mitträgt. Unter ihnen sind das Staatssekretariat für Wirtschaft SECO, nationale und kantonale Behörden und Organisationen, aber auch regionale Tourismusbüros, Museen, Hotels und lokale Leistungsträger. Sie alle teilen die Überzeugung, dass das kulturelle Erbe der historischen Wege nicht nur schützenswert ist, sondern auch eingesetzt werden kann, um vielfältige Mehrwerte zu schaffen.

Authentizität schafft Mehrwert

Ein wirtschaftlicher Mehrwert ergibt sich durch die erhöhte regionale Wertschöpfung, die gut genutzte Wanderwege mit sich bringen – sämtliche Routen von Kulturwege Schweiz sind in das offizielle

Wanderwegnetz integriert. Dieser Mehrwert zeigt sich in höheren Umsatzzahlen von Betrieben, neuen Postauto-kursen, erweiterten Öffnungszeiten und zusätzlichen Arbeitsplätzen. Doch historische Wege stellen auch für den Schweizer Tourismus und die einzelnen Wanderfreudigen einen Mehrwert dar. Wer auf einem Kulturweg unterwegs war, hat etwas zu erzählen – eine solche Reise vermittelt Sinn. Kulturwege laden dazu ein, Wissen zu erwerben und Zusammenhänge in der Kulturlandschaft zu verstehen, vor allem aber zum Geniessen und Staunen jenseits von künstlich inszenierten Erlebniswelten. Die Pflege von Kulturwegen ist ein Mittel, die im Tourismus viel beschworene Authentizität zu bewahren. Denn Authentizität lässt sich nicht künstlich herstellen, sondern ist dort anzutreffen, wo Menschen sich der eigenen (kulturellen) Werte bewusst sind und sie aus dem ureigenen Bedürfnis heraus und nicht wegen der Erwartungen anderer leben. Authentizität in diesem Zusammenhang bedeutet nicht die museale Konservierung von Traditionen und das Heraufbeschwören längst vergangener Reise- und Alpenromantik. Vielmehr beinhaltet Authentizität neben der Pflege des kulturellen Erbes den spielerischen Umgang mit Traditionen und die Integration neuer Entwicklungen. Ein Beispiel für den spielerischen Umgang mit Althergebrachtem ist zum Beispiel die «Schmuggler Tschiffra». Das ist ein mit regionalen Spezialitäten gefüllter, handgefertigter Rücken-Korb, der im ehemaligen Schmugglerdorf Gondo an der ViaStockalper verkauft wird. Ein Beispiel für die Integration moderner Entwicklungen in

einen Kulturweg liefert die Kraftwerke Oberhasli AG. Ihre Anlagen umgeben den Jahrhunderte alten Saumweg ViaSbrinz am Grimselpass, zum grossen Teil unsichtbar im Fels versteckt. In der «Grimselwelt» können sich Kulturwandernde ein Bild von der Wasserkraftwirtschaft in den Alpen machen und lernen dabei eine moderne Schweiz kennen, die sich nicht nur über Käse definiert.

Zusammenhänge in der Kulturlandschaft

In den nächsten fünf bis sechs Jahren plant ViaStoria auf regionaler und lokaler Ebene 250 bis 300 ViaRegio-Routen. Sie werden die regionale Geschichte und die lokalen Besonderheiten zum Thema haben. Wie bei den nationalen Via-Routen berücksichtigt ViaStoria auch bei den ViaRegio-Routen in erster Linie Wege, die Bestandteil des Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz IVS sind.

Historische Verkehrswege stehen häufig in direktem Zusammenhang mit traditionellen Siedlungs- und Flurformen, insbesondere im alpinen Raum. Die Kenntnis der Wechselwirkung von Weg, Siedlung, Flur, Einzelgebäuden und ländlichen Strukturelementen wie Hecken, Alleen oder Trockenmauern ist für das Verständnis der Kulturlandschaft von grosser Bedeutung. Historische Verkehrswege vermitteln die funktionalen, sozialen und ökonomischen Verbindungen innerhalb von und zwischen Landschaftsräumen. Historische Verkehrswege schaffen daher nicht nur ein grösseres Verständnis für die Beziehungen von einzelnen Kulturgütern und Denkmälern untereinander. Der Weg steigert



Bignasco mit der charakteristischen Steinbrücke ist Ausgangs- und Zielort der ViaRegio-Route «Il sentiero della transumanza».

darüber hinaus auch die Bedeutung eines einzelnen Denkmals im Gesamtkontext der Kulturlandschaft.

Kulinarisch im Tessin unterwegs

Die kulturlandschaftlichen Zusammenhänge bergen Potenzial für neue Wertschöpfungsketten. Diese basieren genau auf jenen Werten, die das heutige Marketing viel zitiert und doch so selten wirklich findet: Authentizität, Nachhaltigkeit, Tradition und regionale Identität.

Die ViaRegio-Route «Il sentiero della transumanza» vermittelt uns diesen direkten Zusammenhang beispielhaft. Über den traditionellen Weg durchs Maggia- und Bavona-Tal erleben wir die ehemalige Funktionsweise der typischen Wanderweidewirtschaft der Region. Dieselbe Geschichte gehört zur Ciccitt (Ziegenwurst), zur Fiascia (Maronifladen), zum Formaggio d'alpe und zum Formaggio della paglia. Das sind vier regionale Produkte, die ihren Ursprung in diesen beiden Tälern haben. Die unverwechselbare, einzigartige Geschichte definiert die USP (Unique Selling Proposition) dieser Region. Durch das Abbild der regionalen Geschichte in der Kulturlandschaft entstehen ideale, natürliche Voraussetzungen für ein authentisches, glaubwürdiges und effektives Marketing.

Neue Brücken der Zusammenarbeit

Mit dem Aufbau des Kulturwege-Projekts rücken immer mehr Kooperationsformen zwischen Akteuren im Agrotourismus, der traditionsbewussten Gastronomie und

Hotellerie sowie den etablierten Anbietern im nachhaltigen Tourismus in den Mittelpunkt. ViaStoria kann dabei von der Zusammenarbeit mit innovativen Organisationen wie SchweizMobil, Culinarium, Das Beste der Region oder Swiss Historic Hotels profitieren.

Das Bundesamt für Landwirtschaft BLW hat kürzlich die erfreuliche Initiative ergriffen, die Partnerorganisationen des Agrotourismus unter einem nationalen Dach zu vereinen. Die angestrebte elektronische Vernetzung von Angeboten und Partnern ist ein erster wichtiger Schritt für eine erfolgreiche Kooperation zur Steigerung der Wertschöpfung. Eine echte Vernetzung des Agrotourismus mit bestehenden Angeboten im nachhaltigen Tourismus kann jedoch erst über eine physische Verbindung draussen in der Landschaft erfolgen.

Ein Routennetz – vier Programme

Im Rahmen von Kulturwege Schweiz ist die Realisierung von vier inhaltlichen Programmen geplant. Der Basisaufbau jeder Route erfolgt im Programm Natur- und Kulturlandschaft. Damit entstehen interessante Perspektiven für eine Sekundärnutzung durch die drei anderen Programme, nämlich ein physisches und digitales Wegennetz mit kulturgeschichtlichen Hintergrundinformationen.

Während für die Programme Tourismus und Regionale Produkte automatisch gemeinsame Strukturen für die Entwicklung von Angeboten und Marketing-

kooperationen entstehen, führt das Programm «Didaktik» das Thema in der Schule ein und erreicht damit mittelfristig ein besseres Verständnis der Bevölkerung für die Zusammenhänge in der Kulturlandschaft sowie deren nachhaltige Nutzung durch den Tourismus und die Landwirtschaft.

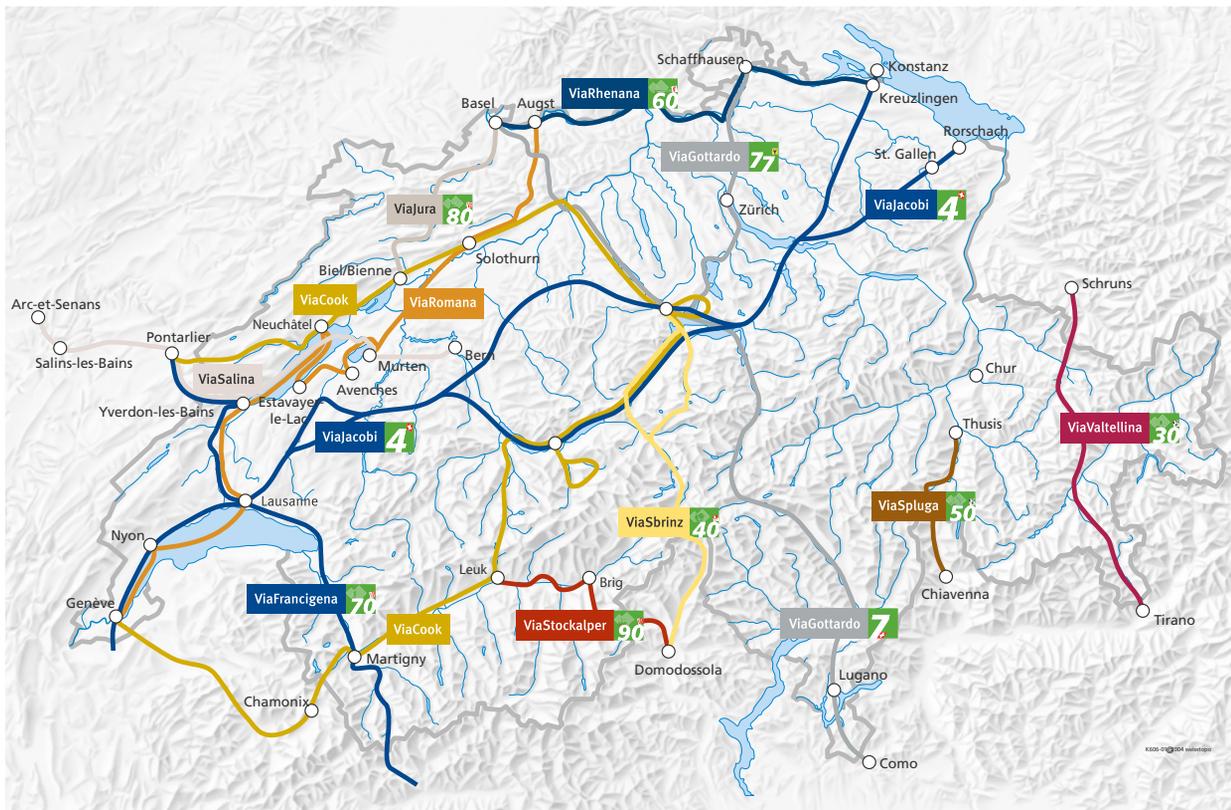
Hilfsmittel für Fördermassnahmen

Das Routennetz von Kulturwege Schweiz bietet ein neues Hilfsmittel zur Koordination von raumrelevanten Fördermassnahmen und -programmen von Bund, Kantonen, Gemeinden, Schutzorganisationen und Stiftungen. Profitieren werden dabei nicht nur neue Projekte, sondern auch bereits bestehende Projekte im Zusammenhang mit der nachhaltigen Raumentwicklung. Im Vordergrund stehen die Instrumente der Tourismusförderung wie Innotour oder der Neuen Regionalpolitik NRP. Zum Zug kommen können aber insbesondere auch Förderprogramme, deren Fokus bisher auf räumlich isolierte Einzelprojekte ausgerichtet war, wie etwa die Bundesprogramme zu den Synergien im ländlichen Raum oder der Regionalen Entwicklung.

Kontakt: Hanspeter Schneider, Geschäftsführer von ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte, hanspeter.schneider@viastoria.ch
Caroline Stuess, Kommunikationsverantwortliche Kulturwege Schweiz, caroline.sueess@viastoria.ch



Die zwölf Via-Routen von «Kulturwege Schweiz»



Die zwölf Via-Routen von Kulturwege Schweiz. Die Nummern in den grünen Feldern kennzeichnen jene Routen, die Teil des «Wanderland» von SchweizMobil sind, dem nationalen Netzwerk für den Langsamverkehr.



ViaCook

Genève – Chamonix (F) – Martigny – Leukerbad – Gemmipass – Berner Oberland – Rigi – Luzern – Olten – Neuchâtel – Pontalier (F)



ViaFrancigena

Pontalier (F) – Romainmôtier – Lausanne – St. Maurice – Martigny – Grand-St-Bernard – Aosta (I)



ViaGottardo

Basel/Schaffhausen – Luzern – Gotthardpass – Lugano – Chiasso



ViaJakobi

Rorschach/Konstanz (D) – Einsiedeln – Willisau/Brienze – Fribourg – Payerne/Romont – Lausanne – Genève



ViaJura

Basel – Laufen – Delémont – Moutier – Court – Tavannes – Biel/Bienne



ViaRhennana

Konstanz (D)/Kreuzlingen – Reichenau – Stein am Rhein – Schaffhausen – Rheinfall – Eglisau – Bad Zurzach – Rheinfelden – Basel



ViaRomana

Genève – Lausanne – Orbe – Avenches – Solothurn – Augst



ViaSalina

Bern – Murten – Lac de Neuchâtel – Yverdon-les-Bains – Col des Trois – Pontalier (F) – Salins-les-Bains (F) – Arc-et-Senans (F)



ViaSbrinz

Stansstad/Alpnachstad – Jochpass/Brünigpass – Innertkirchen – Grimselpass – Obergestein – Griespass – Ponte (I)



ViaSpluga

Thusis – Splügenpass – Chiavenna (I)



ViaStockalper

Leuk – Brig – Simplonpass – Gondo – Domodossola (I)



ViaValtellina

Schruns (A) – Schlappiner Joch – Davos – Scalettapass – Pontresina – Passo Bernina – Tirano (I)

Wir wissen mehr als wir denken

Wer würde nicht gerne eine neue Sprache lernen, ohne sich bewusst anzustrengen? Ganz ohne Effort wird es zwar auch in Zukunft nicht gehen. Doch Berner Gedächtnisforscher sind den Geheimnissen des unbewussten Lernens dicht auf den Fersen.

Von Daniela Baumann

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen im Kino und schauen sich einen guten Film an. In dessen Verlauf verspüren Sie Durst. Also gönnen Sie sich in der Pause eine Cola. Ohne es zu wissen, hat Sie in diesem Moment eine besondere Fähigkeit Ihres Gehirns überlistet: die Fähigkeit, Reize aus der Umwelt aufzunehmen und zu verstehen, ohne es zu bemerken. Während Sie nichtsahnend den Film verfolgten, wurde auf der Leinwand der Cola-Schriftzug eingeblendet – jedoch für einen so kurzen Augenblick, dass Ihr Auge ihn zwar zu sehen imstande war, aber Sie sich dieser Wahrnehmung nicht bewusst werden konnten. Dennoch hat sie in Ihnen offensichtlich Lust auf Cola ausgelöst.

Ein Gesicht – ein Beruf

Die Fähigkeit, Informationen unbewusst im Gedächtnis abzuspeichern, ist Ausgangspunkt einer neuen Theorie der Berner Neuropsychologin Katharina Henke über die Funktionsweise des menschlichen Gedächtnisses. In einem Experiment hatte sie Probanden während 17 Millisekunden Gesichter sowie dazugehörige Berufsbezeichnungen präsentiert. Danach durften sie dieselben Gesichter – diesmal lange genug, also auch bewusst wahrnehmbar – anschauen und sollten aus zwei Möglichkeiten den passenden Beruf nennen. Ohne im ersten Durchgang die Gesichter bewusst gesehen und die Berufsbezeichnungen bewusst gelesen zu haben, verknüpften die Testpersonen die beiden Informationen korrekt. Dieses Ergebnis bestätigte sich später auch in leicht anders angelegten Tests: Die Versuchspersonen mussten Fragen zum gesuchten Beruf beantworten. War der unterschwellig – also nicht bewusst wahrnehmbar – präsentierte Beruf «Sänger», lautete die Frage beispielsweise,

ob die gezeigte Person einen Beruf mit eher regelmässigem oder unregelmässigem Einkommen ausübe. Ohne bewusste Erinnerung, das Wort «Sänger» gelesen zu haben, beantworteten die Probanden Fragen nach der Regelmässigkeit des Einkommens, der Kreativität der Arbeitsinhalte oder dem Bildungsniveau richtig.

«Wir konnten mit diesen Experimenten zeigen, dass es nicht nur bewusst, sondern auch unbewusst möglich ist, rasch, flexibel und assoziativ zu lernen», sagt Katharina Henke von der Abteilung für Allgemeine Psychologie und Neuropsychologie. Rasch meint, dass ein einziger Lerndurchgang genügt, um eine Information – in diesem Fall Gesichter und Berufe – zu speichern. Flexibel heisst, dass diese Information später erinnert wird, auch wenn der Kontext nicht mehr derselbe ist wie beim Lernen: Die Verknüpfung von Gesicht und Beruf funktioniert auch dann, wenn nicht nach dem Beruf selber gefragt wird, sondern nach einem diesen Beruf kennzeichnenden Merkmal. Als assoziativ wird schliesslich eine Lernform bezeichnet, bei der verschiedene Elemente verknüpft und nicht bloss Einzelinformationen abgespeichert werden. Bis anhin hielt man es nicht für möglich, dass diese komplexen Anforderungen auch in unbewussten Lernsituationen bewältigt werden können.

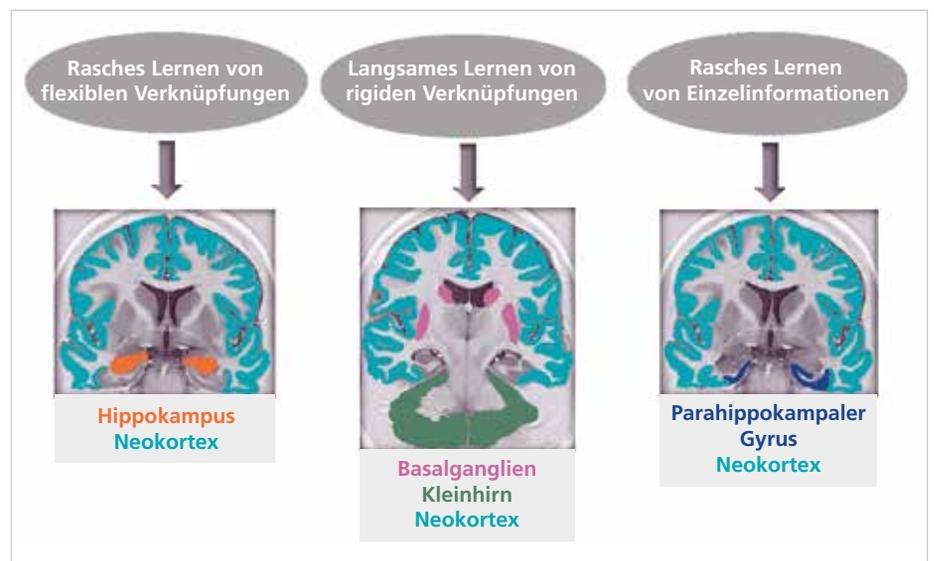
Dank Epilepsie zu neuen Erkenntnissen

Noch in den 1950er Jahren galt die Lehrmeinung, dass der Mensch ein einziges, für alle Arten von Informationen zuständiges und durch das ganze Gehirn getragenes Gedächtnis habe. Gedächtnis war demnach im Gehirn nicht lokalisierbar, wie etwa Sprache oder Wahrnehmung. Diese Vor-

stellung hatte allerdings ausgedient, als man bei Epilepsie-Patienten Merkwürdiges feststellte. Wenn keine Medikamente die Krankheit einzudämmen vermochten, wurde den Betroffenen der Hippokampus – eine unter der Schläfe liegende Gehirnstruktur – operativ entfernt. Denn dort befinden sich bei manchen Epilepsie-Patienten die abnormen Nervenzellen, die epileptische Anfälle auslösen. Da mit den krankhaften jedoch oft auch gesunde Zellen herausgenommen wurden, hatte der Eingriff nicht nur die Linderung der Epilepsie, sondern auch den Verlust des episodischen Gedächtnisses zur Folge: Die betroffenen Personen konnten Erlebnisse nicht mehr abspeichern und erinnern. Neue Bewegungsabläufe, wie zum Beispiel einen Tanz, konnten sie hingegen erlernen. «Während Episoden aus dem eigenen Leben in der Regel bewusst aufgenommen werden, bildet sich die Sensomotorik beim Einüben eines Tanzes unbewusst aus», erklärt Katharina Henke. Zwar erinnere sich ein Tänzer ohne Hippokampus nicht mehr an die Lernepisode im Tanzstudio, könne aber die Schrittabfolge nach wie vor ausführen. Aus dieser Beobachtung folgerte die Fachwelt, dass der Hippokampus für unbewusstes Lernen offenbar keine Rolle spiele und dass für bewusste und unbewusste Inhalte je verschiedene Gedächtnissysteme existieren mussten.

Komplexität der Lernsituation entscheidend

Hier widerspricht Henkes Theorie: «Unsere Experimente zeigen, dass nicht die Bewusstheit des Lernens, sondern die je nach Lernsituation erforderliche Art des Lernens darüber bestimmt, welche Hirnstrukturen beim Lernen aktiv sind und in



Die Aktivität der Gehirnareale in Abhängigkeit der Lernanforderungen: Gemäss der neuen Gedächtnistheorie ist der Hippokampus nur für rasches, assoziatives und flexibles Lernen zuständig, dann aber sowohl bei bewusstem wie auch unbewusstem Lernen.

welchen Gedächtnissystemen die Erinnerung abgelegt wird.» Der Hippokampus schaltet sich demnach ein, wenn komplexes – also rasches, flexibles und assoziatives – Lernen gefragt ist, unabhängig davon, ob bewusst oder unbewusst gelernt wird. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn wir Zeuge eines Unfalls werden und in kürzester Zeit sehr viele Informationen auf uns einströmen und gespeichert werden müssen. Wenn wir hingegen die gleiche Lernsituation wieder und wieder durchlaufen, zum Beispiel eine Textpassage wiederholt lesen, sind der Hirnmantel und das Kleinhirn involviert. Werden keine Verknüpfungen, sondern nur Einzelinformationen abgespeichert – beispielsweise die Haarfarbe eines Gesprächspartners –, werden wiederum andere Gehirnstrukturen beansprucht. «Der Epilepsie-Patient kann nach der Operation einen Tanz erlernen, weil ein Tanz über längere Zeit wiederholt eingeübt, und nicht, weil er unbewusst gelernt wird», so Henkes Vermutung.

(K)ein einfacher Gedanke

Der Mensch nimmt im Alltag über die Sinnesorgane laufend unzählige Informationen auf – im Normalfall schnell und scheinbar einfach. Doch ein Blick «hinter die Kulissen» lohnt sich: Dort gelangen die Informationen zunächst von den Sinnesorganen in den Gehirnmantel, wo sie ausgewertet werden. Dabei haben die verschiedenen Sinneseindrücke je ihren Platz. Was von den Augen, Ohren oder der Nase kommt, wird in unterschiedlichen Arealen des Hirnmantels weiterverarbeitet. Anschliessend werden die Eindrücke zentral im Hippokampus gesammelt, zu einer Szene vereint und abgespeichert. In ruhigen Momenten – zum Beispiel im Schlaf – ver-

festigt sich das Gelernte, indem der Hippokampus das Signal gibt, die einzelnen Botschaften von den Sinnesorganen im Hirnmantel nochmals zu aktivieren und dort fest zu verschalten. «Dank dieser Prozesse können wir Informationen auch langfristig noch erinnern», erläutert Katharina Henke. «Gelangt Eindrücke von den Sinnesorganen in den Hirnmantel, aber nicht weiter in den Hippokampus, dann sind sie nach maximal einer Minute wieder weg.»

Personen mit einer Schädigung des Hippokampus müssten folglich mit der Einschränkung leben, Informationen nicht länger als eine Minute behalten zu können. Doch glücklicherweise besitzt jeder Mensch zwei dieser wichtigen Strukturen – je eine unter der linken und der rechten Schläfe. «Ist einer der beiden Hippokampi betroffen, kann es zu Gedächtnisverschlechterungen kommen, insbesondere wenn der linke geschädigt ist», so Henke. Ursachen für eine Schädigung sind unter anderem Sauerstoffmangel oder eine Kohlenmonoxid-Vergiftung. «Der Hippokampus leidet in solchen Fällen, weil er auf Vergiftungen und Stoffwechseldefizite empfindlich reagiert», erläutert die Professorin für experimentelle und Neuropsychologie.

Erleichtert unbewusstes das bewusste Lernen?

Wer eine Sprache lernen will, kommt nicht darum herum, dafür viel Zeit und Fleiss aufzubringen. Daran wird sich gemäss Katharina Henke in naher Zukunft auch nichts ändern, obwohl ihre neue Gedächtnistheorie unterstellt, dass der Mensch selbst komplexe Inhalte unbewusst lernen kann. «Wir konzentrieren uns vorerst auf die Chancen, die vorgängiges unbewusstes Lernen für folgendes bewusstes Lernen

eröffnet.» In dieser Hinsicht förderten die eingangs geschilderten Experimente Überraschendes zutage: Entgegen der Hypothese fiel den Testpersonen das bewusste Einprägen von Gesichts-Berufs-Paaren nicht leichter, nachdem ihnen die Paare bereits unerschwerlich präsentiert worden waren. Selbst wenn die Kombinationen von Gesichtern und Berufen unter- wie überschwellig genau dieselben waren, behinderte das unbewusste das anschliessende bewusste Lernen sogar. «Eine mögliche Erklärung ist, dass die unbewusst und die bewusst gelernten Informationen leicht unterschiedlich abgespeichert werden und dies bei der Erinnerung zu Konflikten führt», führt Henke aus.

Diese und weitere Fragen zum Zusammenspiel von unbewusstem und bewusstem Lernen sind derzeit ungeklärt. Dem Team um Katharina Henke geht also die Arbeit nicht aus, um das menschliche Gedächtnis noch besser zu verstehen. Zwar sei bekannt, dass unbewusste Informationen bewusste Entscheide beeinflussen. Henke denkt beispielsweise an das diffuse positive oder negative Gefühl nach einem Bewerbungsgespräch: «Man hat unbewusst Dinge aus dem Gespräch mitgenommen, welche die anschliessende Entscheidung, die angebotene Stelle anzunehmen oder abzulehnen, mitbestimmen.» Die Ungewissheit aber, was genau mit Informationen passiert, die gar nie ins Bewusstsein gelangen, wird die wissbegierige Neuropsychologin noch eine Weile beschäftigen.

Kontakt: Prof. Dr. Katharina Henke, Institut für Psychologie, Abteilung Allgemeine Psychologie und Neuropsychologie, katharina.henke@psy.unibe.ch

Südafrika: Von Rechtlosen zu Landbesitzern

Das Apartheid-Regime hat systematisch Menschen enteignet. Die neue Regierung in Südafrika will dieses historische Unrecht wieder gut machen. Wie die Landrückerstattung vor sich geht und welche Probleme sie mit sich bringt, erforscht der Berner Sozialanthropologe Olaf Zenker.

Von Astrid Tomczak-Plewka

«Wie kann ein Staat historisches Unrecht aufarbeiten, ohne neues Unrecht zu begehen?» Natürlich lässt sich die Arbeit mehrerer Jahre nicht auf diese eine Frage reduzieren. Und doch: Vielleicht bringt sie am besten auf den Punkt, womit sich Olaf Zenker in seiner Habilitation beschäftigt. Der Titel dieser Arbeit lautet: «Land restitution and the moral modernity of the new South African state» (Landrückerstattung und die moralische Moderne des neuen südafrikanischen Staates). Am Beispiel der Landrückerstattung untersucht der Berner Sozialanthropologe Südafrikas Wandel von einem (im Max Weberschen Sinne) «formal-rationalen» modernen Staat unter der Apartheid zu einem «moralisch-modernen» des 21. Jahrhunderts, wie er es ausdrückt. Einfach gesagt: Zu einem «gerechten» Staat.

3,5 Millionen umgesiedelt

Die Leidensgeschichte der schwarzen Bevölkerung reicht viel weiter zurück als bis zur offiziellen Installation des Apartheid-Regimes 1948. «Die Apartheid hat die Ungleichbehandlung auf die Spitze getrieben», sagt Zenker. «Doch schon vorher gab es eine starke Segregation, die gesetzlich sehr gut abgestützt war.» So hatte die britische Kolonialmacht bereits 1913 mit dem «Natives Land Act» verfügt, dass Schwarze nur in Reservaten, den späteren «Homelands», Land nutzen – und in wenigen Ausnahmefällen auch besitzen – durften. Diese Nutzungsrechte in den Reservaten betrafen damals rund 7 Prozent des gesamten Bodens und wurden ab Mitte der 1930er Jahre zunehmend auf etwa 13 Prozent ausgedehnt. Im Klartext bedeutete dies: 87 Prozent der Bevölkerung wurden in den kommenden Jahrzehnten auf 13 Prozent des Landes zusammengedrängt. Als 1948 die Apartheid-Regierung an die Macht kam, konnte sie also auf

bestehenden Strukturen aufbauen. Allein zwischen 1960 bis 1980 wurden rund 3,5 Millionen Schwarze in die zehn Homelands umgesiedelt. Nebst der strikten Rassentrennung – so waren etwa gemischtrassige Beziehungen verboten – sorgte eine Flut von weiteren Gesetzen für die faktische Umsetzung der Apartheid-Politik. In Bezug auf die homelands verfolgten die Machthaber eine besonders perfide Strategie: Sie anerkannten die traditionellen Autoritäten, also Stammeshäuptlinge, als offizielle Vertreter der jeweiligen schwarzen Gemeinschaften und statteten sie mit besonderen Befugnissen aus. «Damit gewannen die Häuptlinge Macht und handelten oftmals im Interesse der Regierung und gegen die eigene Bevölkerung», erklärt Olaf Zenker. Dies hat Auswirkungen bis in die Gegenwart. In einem der Fälle, die Zenker untersucht, klagt eine Gruppe von Schwarzen gegen «ihren» Häuptling, den die Apartheid-Regierung gegen den Willen der Lokalbevölkerung eingesetzt und mit Landrechten versehen hatte.

Kaum zu lösende Widersprüche

Der Forscher, der seine ersten drei Lebensjahre in Südafrika verbracht hat, war in den letzten zwei Jahren während rund sechs Monaten zu Forschungszwecken im Land am Kap. Sein spezifisches Interesse gilt der Landreform, welche der regierende African National Congress (ANC) seit Beginn der 1990er Jahre umgesetzt hatte. Die Landreform stützt sich auf drei Säulen: Landrückerstattung, Landumverteilung und Pachtreform. «Die Landrückerstattung betrifft Menschen oder ihre Vorfahren, die ein historisches Recht an einem Stück Land geltend machen können, und die seit 1913 aus rassistischen Gründen enteignet worden waren», so Zenker. «Sie sollen entweder ihr Land zurück erhalten oder finanziell entschädigt werden.» Anders



Das Farmhaus auf der unlängst rückerstatteten Farm «Kafferskraal» in der Limpopo Provinz.

sieht es bei der Landumverteilung aus: Hier geht es nicht um individuelle Rechte, sondern darum, dass Schwarze unter dem Apartheid-Regime generell diskriminiert wurden. Um einen Ausgleich zu schaffen, sollen 30 Prozent des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens von weissen in schwarze Hände übergehen, und zwar bis ins Jahr 2025. Zum Erwerb des Landes gibt der Staat Kredite. Von der Pachtreform wiederum profitieren Pächter: Schwarze Landarbeiter, die bis anhin rechtlos waren, sollen das Farmland zukünftig mit begrenzten Landrechten ebenfalls bewirtschaften können. «Dieses Prinzip steht in Konflikt zu den beiden anderen», erklärt Zenker. Ein Beispiel: Ein Schwarzer macht unter dem Prinzip der Landrückerstattung einen Anspruch auf eine Farm geltend, die bis anhin einem weissen Farmer gehörte. Der Schwarze bekommt die Farm zugesprochen. Nun leben aber auf dieser Farm Landarbeiter, die wiederum auf die Pachtreform pochen und somit ebenfalls einen Anspruch auf begrenzte Landrechte anmelden. Kaum zu lösende Widersprüche, denn: «Alle drei Punkte der Landreform sind in der Verfassung festgeschrieben», erklärt Zenker. Sie mündeten unter anderem 1994 in den «Restitution of Land Rights Act». Laut diesem Gesetz konnten bis Ende 1998 Rückerstattungsansprüche für Land gestellt werden. Knapp 80 000 dieser Begehren wurden für gültig erklärt. Zuständig dafür ist eine Kommission, welche die einzelnen Fälle prüft.

Begehrte Gutachter

Zum Prozess kommt es, wenn die aktuellen Eigentümer den Rechtsanspruch der klagenden Partei in Frage stellen. Dann kommt das Landrückerstattungsgericht ins Spiel. Es hat seinen Sitz in Johannesburg, verfolgt allerdings das Ziel, den oft mittellosen Klägern möglichst entgegen zu



Das Landrückerstattungsgericht in Johannesburg (rechts) wird nicht selten zur Arena für Landkonflikte, die in den Gesetzestexten kaum bedacht wurden – wie beispielsweise bei der Farm «Kalkfontein» in der Mpumalanga Provinz (links und Mitte). Hier wurde der Rückerstattungsprozess genutzt, um einen illegitimen Häuptling aus der Apartheidzeit los zu werden.

kommen – und zwar ganz praktisch: «Das Gericht ist mobil», erklärt Olaf Zenker. «Jedes Provinzgericht kann für Landrückerstattungsprozesse genutzt werden.» Genau solche strittigen Fälle hat der Sozialanthropologe genauer unter die Lupe genommen. Er hat unzählige Stunden beim Aktenstudium verbracht, Prozesse verfolgt, mit Richtern, Anwälten und Betroffenen gesprochen. In seinem ersten Forschungsaufenthalt musste der Forscher «Klinken putzen»: Kontakte knüpfen, die ihm den Zugang zum «Feld», also Klägern und Beklagten herstellen. «Es war einfacher, als ich dachte. Alle Betroffenen, also sowohl die weissen Farmer wie auch die schwarzen Klägergruppen fühlen sich im Recht und haben ein grosses Sendungsbewusstsein.» Die Landrechtsfrage schafft im übrigen eine lukrative Einnahmequelle für südafrikanische Sozialanthropologen: Sowohl Kläger als auch Beklagte brauchen Expertengutachten, um ihre Position zu untermauern. Die Staatsethnologie unter der Apartheid war burisch-rassistisch geprägt, viele der damals ausgebildeten weissen Akademiker sind heute arbeitslos. «Sie stehen heute oft im Dienst der weissen Farmer», sagt Zenker. Die links-liberal geprägten angelsächsischen Ethnologen der Universitäten in Johannesburg und Kapstadt arbeiten demgegenüber eher für die staatliche Kommission. Keine einfache Ausgangslage für Zenker: «Viele weisse Farmer gehen automatisch davon aus, dass ich auf ihrer Seite bin», sagt er. «Ich habe zwar aus meinen liberalen Ansichten nie einen Hehl gemacht, musste aber auch darauf achten, dass ich mir die Türen nicht verbarrikadiere.» Andererseits hätten ihm gerade die schwarzen Klägergruppen viel Sympathien entgegen gebracht: «Sie fanden es ganz toll, dass da ein Weisser kommt und ihnen zuhören will.» Bis anhin hat Zenker ohne Übersetzer gearbeitet: «Das heisst aber auch, dass ich

bislang vor allem mit der lokalen Elite zu tun hatte, die Englisch spricht.» Er versteht zwar auch Afrikaans und spricht ein paar Brocken Zulu. Doch in Südafrika werden neben Afrikaans und Englisch neun Stammessprachen gesprochen.

Olaf Zenker plant noch drei weitere Aufenthalte in Südafrika, wobei er mehr Zeit als bisher auf vier Farmen verbringen will, die er wegen ihrer unterschiedlichen Landkonflikte ausgesucht hat. Hier will er vor allem der Frage nachgehen, wie sich die staatlichen Entscheide zu Landrückerstattungsklagen auf die lokale Situation auswirken und inwiefern sie das Verständnis der Betroffenen von einem gerechten Staat prägen: Wie lernen Kläger und Beklagte ihre neuen Rechte für sich zu nutzen, welche Allianzen und Konfliktparteien bilden sich, worum genau geht es in ihren Streitigkeiten, und auf welche Weise kommt dabei der Staat als Schlüsselakteur ins Spiel?

Geldmangel verzögert den Wandel

Auch wenn Zenker noch mitten in der Datenerhebung steckt, ist schon jetzt klar: Die Landrechtsfrage wird Südafrika noch über Jahre hinaus beschäftigen. So gilt beispielsweise bei der Rückerstattung das Prinzip: «Die Ansprüche richten sich nicht gegen die heutigen weissen Besitzer, sondern gegen den Staat als Rechtsnachfolger des Apartheid-Regimes», erklärt Zenker. «Der aktuelle Besitzer wird bei einer allfälligen Enteignung finanziell entschädigt.» Das wiederum schafft Probleme: So hatten sich zwar viele Farmer bereit erklärt, die Enteignung und die damit verbundene Entschädigung zu akzeptieren. Aber: Der südafrikanische Staat war und ist finanziell nicht in der Lage, die Entschädigungen innert angemessener Frist auszuzahlen, sondern erst Jahre nach der Einigung. Aber allein seit 2006 haben sich die Landpreise

verdoppelt bis verdreifacht. Die enteigneten Farmer, die in der Regel neues Farmland suchen, konnten also den ursprünglich vereinbarten Preis nicht mehr akzeptieren. Das wiederum führt zu neuen Prozessen und zu Verzögerungen bei der Umsetzung der Landreform.

Ein weiteres Problem ist die Bewirtschaftung des Farmlandes: «Neun von zehn rückerstatteten Farmen sind nicht produktiv, weil die neuen Eigentümer nicht das Know-how haben, um das Land zu bewirtschaften», sagt Zenker. «Das stellt die Lebensmittelsicherheit in Frage.» Hier zeigt sich auch, wie ideologisch befrachtet das Thema ist: «Oft geht es einfach darum, dass Unrecht in irgendeiner Form gut gemacht wird – und nicht, ob es auch die beste Form ist.» In Südafrika werden diese Probleme breit diskutiert. Ein Vorschlag zielt darauf ab, Maximalgrössen von Farmen festzulegen. Ebenfalls im Gespräch ist die Idee, dass Farmen ab einer gewissen Grösse von weissen Farmern bewirtschaftet werden und Schwarze als Partner einsteigen. Eines ist klar: Die Landrechtsreform ist ein Minenfeld, auf dem sich jeder möglichst vorsichtig bewegen muss. Auch Sozialanthropologe Zenker. Aber die Arbeit fasziniert ihn, weil sie eine der Grundfragen der Gegenwart aufwirft: «Wie kann der moderne Staat sowohl allen Bürgern die gleichen Rechte zubilligen als auch manchen Bürgern – beispielsweise vormals Benachteiligten – Sonderrechte gewähren, um dadurch eine gerechtere Ordnung herbeizuführen?» Vielleicht findet sich eine Antwort auf diese Frage in seiner Habilitation: Bis ins Jahr 2014 soll sie abgeschlossen sein.

Kontakt: Olaf Zenker, Institut für Sozialanthropologie, zenker@anthro.unibe.ch
Finanzierung: Teilfinanzierung durch die Universität Bern (Assistenzstelle) und die UniBern Forschungsstiftung

Tierhatz und Totentanz: Berner Theatergeschichte(n)

Theatrale Ausdrucksformen oder theaterverwandte Aktionen wie die Tierhatz gehörten zum gesellschaftlichen Leben, lange bevor sich Bühnen und Theater als Institutionen etablierten. Eine Gruppe von Berner Forschenden will 800 Jahre Berner Theatergeschichte aufarbeiten und nimmt neben Spielstätten und Schauspieltruppen auch religiöses Brauchtum oder politische Inszenierungen unter die Lupe.

Von Simone Müller

Den Franzosen ist es zu verdanken, dass Bern zu einer ersten permanenten Spielstätte für Theateraufführungen kam. 1798, nach ihrem Einmarsch in der Bundesstadt, entschied die französische Besatzungsmacht kurzum, das mit Tanz- und Konzertsaal ausgestattete «Hôtel de Musique» (an der heutigen Hotelgasse) fortan auch für Präsentationen wandernder Spielleute zu nutzen. Damit setzten sie einer unter den Berner Verantwortlichen lange geführten Debatte, ob das Gebäude Wandertruppen zugänglich gemacht werden sollte oder nicht, ein abruptes Ende und legten den Grundstein für das erste Berner Stadttheater. Dieses Ereignis ist exemplarisch. Heidi Greco-Kaufmann, Leiterin der Schweizerischen Theatersammlung (STS) und Verantwortliche für das Projekt «800 Jahre Berner Theatergeschichte», erklärt, weshalb: «Die Verteidigung der kulturellen Eigenständigkeit oder aber die Integration von fremden Einflüssen, das sind Themen, die durch alle Zeiten hindurch immer wieder auftauchen.» Dabei geht es nicht nur um konkrete (kultur)politische Fragen wie im Fall des Hôtel de Musique. Die Auseinandersetzung mit dem «Eigenen» und dem «Fremden» bleibt, in unterschiedlichen thematischen Variationen, in allen Jahrhunderten ein zentrales Thema szenischer Inszenierungen.

Erste Gesamtdarstellung

Die Theaterwissenschaftlerin weiss, wovon sie spricht, denn sie ist es, die am Schluss alle Teilstudien überblicken und für die geplanten Publikationen zusammenführen wird. Das als Gemeinschaftsprojekt des Instituts für Theaterwissenschaft (ITW) und

der STS konzipierte Forschungsvorhaben schliesst eine Lücke: Eine Gesamtdarstellung der Berner Theatergeschichte bis in die Gegenwart gibt es bis anhin nicht. Die Universität Bern schuf durch die Zuweisung von 150 Stellenprozenten an die STS die materielle Basis für das Projekt, Stadt und Kanton Bern sowie die Burgergemeinde steuerten namhafte Beiträge bei. Wissenschaftlich betreut wird das Projekt auch von Co-Leiter Andreas Kotte, dem Direktor des ITW. Die grosszügig illustrierte Buchpublikation, die zum Abschluss erscheinen soll, ist eine Gemeinschaftsproduktion des ITW und der Bürgerbibliothek. In Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule der Künste ist zudem eine grosse Ausstellung im Kornhausforum geplant (siehe Kasten Seite 35).

800 Jahre – oder mehr?

Und was genau ist eigentlich Theater? Einen Projekttitel festzulegen, das setzt mitunter bereits eine ganze Reihe von Entscheidungen im Hinblick auf den zeitlichen und inhaltlichen Rahmen des Forschungsgegenstandes voraus. Da die Theatergeschichte der Stadt Bern erforscht werden soll, setzen die Wissenschaftler zum Zeitpunkt der Stadtgründung von 1191 an, was historisch sicher Sinn macht. Kulturgeschichtlich interessant ist es aber auch, dass auf dem Boden der späteren Stadt Bern schon sehr viel früher Schauereignisse wie Tierhetzen oder sportliche Wettkämpfe stattgefunden haben; davon zeugt das Amphitheater auf der Engehalbinsel, das aus dem 2. Jahrhundert stammt.

In Bezug auf den Endpunkt spricht Projektleiterin Greco-Kaufmann von einem

«ungefähren Richtwert», denn die Theatergeschichte der Stadt soll bis und mit Gegenwart aufgearbeitet werden: «Am Schluss wird ein Ausblick in die Berner Theaterzukunft stehen.»

Klärungsbedürftig ist auch der Begriff «Theater» selbst. Regula Gámiz, die im Rahmen des Projektes eine Dissertation schreibt und den Zeitraum von der Stadtgründung bis 1700 bearbeitet, spricht von einem «weiten Theaterbegriff»: «Es geht nicht nur um Theater im Sinne von Schauspiel auf einer Bühne. Wir beziehen auch theatrale Phänomene wie Prozessionen oder Machtinszenierungen der Obrigkeit, zum Beispiel anlässlich von Bündniserneuerungen, mit ein.» Das hat auch damit zu tun, dass Theater im heutigen Sinn erst mit den ausländischen Wandertruppen, die ab dem 18. Jahrhundert in der Bundesstadt Station machten, nach Bern kam.

Der Narr als Mittler

Für den Zeitraum bis 1700 ist nur sehr wenig Quellenmaterial vorhanden, das betont Regula Gámiz immer wieder. Oft arbeitet sie mit Chronikeinträgen oder Ratsprotokollen von nur zwei bis drei Sätzen. Dafür kann sie mitunter auf Bildquellen zurückgreifen, zum Beispiel auf den Totentanz des Berner Dichters und Malers Niklaus Manuel aus dem frühen 16. Jahrhundert. Am Ende der berühmten Manuel'schen Ständereihe, die geistliche und weltliche Vertreter aller sozialer Schichten vorführt, findet sich auch ein Narr. Ausgehend von dieser Darstellung weist Gámiz nach, dass die Stadt Bern zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert Stadtnarren



Der Narr im Berner Totentanz von Niklaus Manuel Deutsch.

beschäftigte. Dem im Totentanz abgebildeten Narren kam eine Art Mittlerfunktion zu: «Er wurde von der Obrigkeit oft an Anlässen eingesetzt, die den Übergang zwischen Krise und Harmonie, zwischen Chaos und Ordnung markierten. Beispielsweise dann, wenn es eine heikle Kommunikationssituation zu entschärfen galt oder die eigenen Kriegstruppen heimkehrten», erklärt die Theaterwissenschaftlerin.

Ganz anders präsentiert sich die Quellenlage für das 18. und 19. Jahrhundert. Projektmitarbeiterin Susanna Tschui kämpft im Unterschied zu ihrer Kollegin mit kaum zu bewältigender Materialfülle. «Die Auswertung ist sehr aufwändig und zeitintensiv», sagt Tschui, die das disparate Material im Staatsarchiv, in der Bürgerbibliothek und im Stadtarchiv zusammensucht. Pionierarbeit also? «Ja», meint die Theaterwissenschaftlerin, «in diesem Umfang ist das sicher noch nie zusammengetragen und ausgewertet worden.» Eine wichtige Quelle sind wiederum die Ratsmanuale. Dort finden sich unter anderem die Bewilligungen der Obrigkeit an die Wandertruppen, ebenso Hinweise zu den Auflagen, die diese erfüllen mussten. Die Forscherin beschäftigt sich auch mit politischen Repräsentationsformen, religiösen Prozessionen oder historischen Festumzügen im 19. Jahrhundert – gerade letztere haben in Bern eine besonders grosse Tradition.

Themenvielfalt im 20. Jahrhundert
Stritt man im 19. Jahrhundert noch darüber, wie oft dem Berner Publikum französischsprachige Inszenierungen zuzumuten

seien, heisst die Gretchenfrage im 20. Jahrhundert: Dialekt oder Hochsprache auf der Bühne? Mit der Einwanderung von ausländischen Künstlern zur Zeit des Nationalsozialismus hatte die Antwort jedenfalls politische Brisanz.

Das Themenspektrum im 20. Jahrhundert ist äusserst breit – in der zweiten Jahrhunderthälfte wird die Berner Theaterlandschaft etwa stark von der Kellertheaterbewegung geprägt, ebenso von freien Gruppen. Unverzichtbar für die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Epoche ist die Theatersammlung an der Schanzenstrasse. Ihre Bestände sind mit hunderttausenden von Zeitungsausschnitten, über siebzigtausend Büchern und unzähligen Videodokumentationen beinahe unerschöpflich.

Aufgrund der Material- und Themenvielfalt wird die Theatergeschichte des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart von mehreren Wissenschaftlern und Studierenden gleichzeitig untersucht. Und dies, obwohl die Forschenden einen engeren Theaterbegriff verwenden als für die vorangehenden Jahrhunderte. Greco-Kaufmann erklärt, weshalb: «Mit Zunahme der Schriftlichkeit wurden auch Machtverhältnisse und die Strafjustiz auf Papier festgehalten und mussten daher nicht mehr mündlich und mit Hilfe von szenischen Vorgängen in den Köpfen verankert werden.» Theatrale Phänomene abseits der Bühnen verloren also zusehends an Bedeutung.

Die Spielstätten und die Akteure haben sich ebenso wie der gesellschaftliche Kontext, in dem sich szenische Vorgänge abspielen, im Verlauf der Jahrhunderte

stark gewandelt. Fragen in Bezug auf die eigene Identität, nach dem Fremden in seinen verschiedenen Erscheinungsformen und dem Umgang mit diesem haben jedoch nichts von ihrer Aktualität verloren.

Ein Beispiel? Der Blick auf den aktuellen Spielplan des Berner Stadttheaters genügt. Dort findet man unter anderem eine Wiederaufnahme von Max Frischs «Andorra». Ein Paradestück geradezu, was den Umgang mit dem Fremden anbelangt.

Kontakt: PD Dr. Heidy Greco-Kaufmann, Direktorin Schweizerische Theatersammlung (STS), heidy.greco@sts.unibe.ch

Autorin: Simone Müller ist freie Kulturjournalistin in Bern, simmu@bluewin.ch

Die «Berner Theatergeschichte» soll auch einem weiteren Publikum zugänglich gemacht werden. In Zusammenarbeit mit Studierenden des «Institute for the Performing Arts and Film» (IPF) der Zürcher Hochschule der Künste ist deshalb eine Ausstellung im Kornhausforum geplant (Eröffnung im November 2012). Fachhochschulabsolventen entwerfen auf der Basis des Materials, das die Theaterwissenschaftler erarbeitet haben, ein Ausstellungenskonzept und zeichnen für dessen Ausführung verantwortlich. Das Projekt basiert also auf dem transdisziplinären Austausch von wissenschaftlichem und künstlerischem Know-how – eine seltene Liaison mit Vorbildcharakter.

Nicht nur die Quote, der Einfluss zählt!

40 Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechts hat die Schweiz eine Frauenmehrheit in der Regierung. UniPress blickt mit der Historikerin Fabienne Amlinger auf die bewegte Geschichte des Kampfes um das Frauenstimmrecht zurück.

Von Marcus Moser

Fabienne Amlinger, seit der Wahl von Simonetta Sommaruga hat die Schweiz eine Frauenmehrheit im Bundesrat – freut Sie das?

Ja, das hat es in der Schweiz noch nie gegeben. Die Wahl war ein historisches Ereignis. Die Frage ist nun, wie lange diese Mehrheit bestehen bleibt. Im internationalen Vergleich hat die Schweiz aber bezüglich Frauenanteil in der Politik klar aufgeholt.

1848 gaben sich die Männer das Stimmrecht; 1971 gaben sie es auch den Frauen. War es der männliche Souverän, der die politische Partizipation von Frauen über 120 Jahre lang zu verhindern wusste?

Diese These greift zu kurz. Es gibt eine Reihe anderer Faktoren, die den langen Ausschluss der Frauen mit verursacht haben.

Welche?

Für mich gibt es vier Hauptbereiche. Einerseits das politische System mit der einseitig männlichen Stimmberechtigung. Andererseits die innen- und aussenpolitische Situation der Schweiz. Drittens die Strategien der Frauenrechtsbewegung zur Erringung des Frauenstimmrechts und viertens die dualistische Konzeption der Geschlechterrollen, die unterschwellig prägend war.

Zum politischen System: Wie würden Sie die Haltung von Legislative und Exekutive auf eidgenössischer Ebene gegenüber der Stimmrechtsfrage einschätzen?

Das Parlament war nicht gewillt, das Frauenstimmrecht vorwärts zu bringen. Zwar gab es entsprechende Vorstösse, aber das Parlament und insbesondere der Bundesrat verfolgte während Jahrzehnten eine Verzögerungstaktik in dieser Frage. Bezeichnend ist der Umgang mit einer Petition von 1929. Der zuständige Bundesrat Häberlin übergab das Geschäft seinem Nachfolger mit der lapidaren Bemerkung «Das Material für das Frauenstimmrecht liegt im übrigen in der mittleren Schublade rechts deines Schreibtisches». Das zeigt recht bildlich den Stellenwert, der dieser Frage beigemessen wurde.

Die Frauenrechtspetition von 1929 wurde auch von 79 000 Männern unterschrieben. Warum wurde sie damals nicht als Initiative eingereicht?

Das zeigt eben die Mentalität und die gewählte Taktik der Stimmrechtskämpferinnen. Im Zentrum stand die Angst, bei Ablehnung der Initiative durch die Männer keine Legitimation für die Fortsetzung des Kampfes auf eidgenössischer Ebene mehr zu haben. Zurückhaltung und Vorsicht prägten das Vorgehen.

1959 hat das Parlament einer Abstimmung zum Frauenstimmrecht schliesslich zugestimmt.

Man darf daraus aber nicht schliessen, dass das Parlament plötzlich frauenfreundlich geworden wäre. Die Gründe für die Abstimmung waren wesentlich innenpolitisch motiviert. Damals war die Zeit des Kalten Krieges, und viele verharrten in der geistigen Landes-

Die Schweiz zelebrierte ihr Selbstbild als Wiege der Demokratie. Gleichzeitig missachtete sie mit dem politischen Ausschluss der Frauen die Menschenrechte. Das war nicht mehr tragbar.

Fabienne Amlinger



verteidigung. In diesem Umfeld kam im Bundesrat die Idee auf, dass auch die Frauen in die Landesverteidigung mit einbezogen werden sollten. Als Äquivalent zum Wehrdienst sollten die Frauen Zivilschutz leisten. Das führte gerade auf Frauenseite zu erheblichem Protest: Ohne politische Rechte waren die Frauen nicht bereit, weitere Pflichten zu übernehmen. Der Bundesrat lenkte ein und hoffte auf den Deal «Zustimmung Zivilschutzvorlage für Gewährung Frauenstimmrecht». Schliesslich wurde an der Urne aber beides durch die Männer abgelehnt.

Nach 1959 ging es immerhin in den Kantonen etwas vorwärts: Bis 1971 führten neun Kantone das Frauenstimmrecht ein.

Das war eine Strategie, die von den Stimmrechtsaktivistinnen seit den 1920er Jahren versucht wurde: Von der Gemeinde über den Kanton zur Eidgenossenschaft. Das Problem war aber, dass die zahlenmässig kleine Gruppe der Kämpferinnen durch Interventionen auf allen drei Stufen des Staates zersplittert wurde. Dafür reichten die Kräfte nicht.

1971 wurde das Frauenstimmrecht angenommen. Welche internen und externen Faktoren halfen damals mit?

Innenpolitisch haben die Studentenunruhen und vor allem die neue Frauenbewegung eine wichtige Rolle gespielt. Die Frauenbefreiungsbewegung FBB war deutlich militanter und in ihren Forderungen auch

umfassender als die gemässigten Frauenstimmrechtskämpferinnen. Das Frauenstimmrecht stellte vor diesem Hintergrund nur noch ein kleines Zugeständnis an die Frauen dar. Aussenpolitische Gründe kamen hinzu: Die Schweiz war 1963 dem Europarat beigetreten, hatte aber als einziges Mitglied die Menschenrechtskonvention nicht unterschrieben. Das wollte der Bundesrat ändern – allerdings mit dem Vorbehalt des Frauenstimmrechts, obwohl dieses integraler Bestandteil der Menschenrechtskonvention war. Das löste bei vielen Frauen heftige Proteste aus, zumal die UNO das Jahr 1968 auch zum Jahr der Menschenrechte erklärt hatte.

Der Ausschluss der Frauen liess sich unter diesem Druck nicht mehr halten?

Die Schweiz zelebrierte ihr Selbstbild als Wiege der Demokratie. Gleichzeitig missachtete sie mit dem politischen Ausschluss der Frauen die Menschenrechte. Das war nicht mehr tragbar und hätte einen Imageverlust für die Schweiz bedeutet.

Eingangs haben Sie als weiteren Grund für die späte Annahme des Frauenstimmrechts auch interne Widersprüche der Frauenstimmrechtsbewegung erwähnt. Welche waren dies?

Zunächst muss man kritisch fragen, ob man überhaupt von einer Bewegung fürs Frauenstimmrecht sprechen kann. Bewegung suggeriert immer eine bestimmte Masse. Wenn wir uns aber ansehen, wer wirklich

Die Frauenmehrheit im Bundesrat birgt die Gefahr, zu verdecken, wo es Probleme gibt.

Fabienne Amlinger

aktiv in den Frauenstimmrechtsvereinen tätig war, dann reicht die Spanne von mehreren hundert Frauen anfangs des Jahrhunderts zu einigen tausend Frauen in den 1960er Jahren. Diese insgesamt wenigen Frauenrechtsaktivistinnen teilten sich dann noch entlang sprachlicher und politischer Grenzen. Zudem bestand wie geschildert auch keine Einigkeit in der einschlagenden Strategie.

Sie haben zudem die Rolle des dualistischen Geschlechtsverständnisses als Hinderungsgrund angeführt.

Die dualistische Geschlechterkonzeption ist eine Grundlage der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Es wird davon ausgegangen, dass Männer und Frauen grundsätzlich unterschiedliche Wesen seien, die andersartig sind, sich aber ergänzen. Frauen und Männern wurden also verschiedene Geschlechtscharaktere zugesprochen. Die Klischees sind bekannt: Frauen sind sanft, lieblich und ruhig. Männer dagegen sind stark, laut und aggressiv. Daraus wurde die herkömmliche Rollenverteilung abgeleitet: Frauen sind zuständig für die Familie, die Hausarbeit und die Regeneration des Mannes. Männer dagegen sind zuständig für die Erwerbsarbeit. Entsprechend wurde auch der Raum aufgeteilt: Die private Sphäre wurde der Frau, die öffentliche Sphäre dem Mann zugeschlagen. Die Politik gehört zur öffentlichen Sphäre – und damit war es legitim, die Frauen von der Politik auszu-

schliessen, weil diese ja gewissermassen ihrer Natur widersprach.

Die Widernatürlichkeit wurde 1971 zur Natürlichkeit umgepolt, und jetzt – vierzig Jahre später – haben wir eine Frauenmehrheit im Bundesrat. Auf der staatlich-institutionellen Ebene scheint damit alles in Ordnung.

Die Frauenmehrheit im Bundesrat birgt die Gefahr, zu verdecken, wo es Probleme gibt: Der Frauenanteil im Nationalrat steigt seit 1971 zwar stetig. Es sieht aber so aus, als würde sich der Frauenanteil bei rund 30 Prozent einpendeln. Im Ständerat ist der Frauenanteil generell unsteter; in der letzten Wahlperiode war er rückläufig. Ähnliches gilt für die kantonale Ebene; insbesondere bei den Kantonsregierungen sind Frauen stark untervertreten. Geht man vom demokratischen Prinzip aus, wonach alle gesellschaftlich relevanten Gruppen eine angemessene Vertretung an der Macht haben sollten, hiesse dies für die Frauen 50 Prozent. Davon sind wir auf allen staatlichen Ebenen – mit der aktuellen Ausnahme des Bundesrates – weit entfernt.

Ein Zauberwort dagegen heisst «Quote». Eine entsprechende Initiative wurde 2000 in der Schweiz massiv abgelehnt.

Mit 82 Prozent Neinstimmen wurde die Quoteninitiative in der Schweiz derart heftig verworfen, dass Quoten



Quoten helfen, den Frauenanteil zu steigern, doch sind sie quantitativ. Damit ist noch wenig über ihre effektiven Wirkungen ausgesagt.

Fabienne Amlinger

für die Politik derzeit kein Thema mehr sind. Politikwissenschaftliche Studien zeigen allerdings, dass Quoten das wirksamste Mittel sind, um den Frauenanteil zu erhöhen.

In der Schweiz hört man vereinzelt Stimmen für Frauenquoten in der Wirtschaft. In den Chefetagen gibt es ähnlich wenig Frauen wie vor 20 Jahren.

Der Frauenanteil in der Wirtschaft ist wirklich gering. Hier gibt es in der feministischen Literatur die These, dass sich die Macht mit der Erhöhung des Frauenanteils in der Politik zur Wirtschaft hin verlagert hat. Und die ist nach wie vor von Männern dominiert.

Also braucht es Frauenquoten für die Wirtschaft?

Quoten helfen, den Frauenanteil zu steigern, doch sind sie quantitativ. Damit ist noch wenig über ihre effektiven Wirkungen ausgesagt. In der Politikwissenschaft wird darum nicht mehr von der «critical mass», sondern von den «critical acts» gesprochen. Es geht also um den Ort des wirklichen Einflusses. Nicht alle im Parlament haben Einfluss; man muss zusätzlich in den richtigen Kommissionen sitzen. Nicht einzig die Quote zählt, sondern auch der effektive Einfluss.

Kontakt: Fabienne Amlinger, MA, Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, fabienne.amlinger@izfg.unibe.ch

Fabienne Amlinger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung IZFG und Doktorandin am Historischen Institut der Universität Bern. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Frauen- und Geschlechtergeschichte, Geschlecht und politische Partizipation sowie Neue Politikgeschichte.

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».

Von einem, der auszog, ein besserer Fritz zu sein

Mit einem Kurzvortrag über Sportpsychologie gewann er den ersten Science Slam der Universität Bern: Mirko Schmidt, Doktorand der Sportwissenschaft, leidenschaftlicher Surfer, Vielsprecher und Familienmensch.



Von Astrid Tomczak-Plewka

So stellt man sich einen Menschen vor, der das Publikum in den Bann ziehen, die Leute für sich einnehmen kann: Locker vom Hocker, sympathisch, offen, cool. So ist er auch tatsächlich: Mirko Schmidt, lila Kapuzenpullover, wildes Wuschelhaar, offener Blick, ein Lächeln auf den Lippen. Beim ersten Science Slam schaffte er es zwar nicht, in zehn Minuten alles rüberzubringen, woran er gerade forscht. Aber er hatte die Lacher auf seiner Seite, den Keller in der Berner Altstadt im Sturm erobert. Und sogar von seiner Botschaft blieb was hängen. So scheint es aus der Sicht der Selbstkonzeptforschung drei Typen von Menschen zu geben: die zurückhaltenden, sich unterschätzenden Susis. Sie schöpfen ihr Potenzial nicht aus, weil sie sich nicht an herausfordernde Aufgaben wagen. Die Fritzen, die sich genau richtig einschätzen – und nicht recht voran kommen, weil sie nur das tun, was sie immer schon konnten. Und schliesslich gibt es die Horsts, die «Bluffsäcke», wie Schmidt sie genannt hat. Diese muten sich zwar alles Mögliche zu, stossen aber bedingt durch eine allzu starke Selbstüberschätzung auf wenig soziale Akzeptanz. Wer aber ist Mirko Schmidt? «Es wäre gut, ein sich leicht überschätzender Fritz zu sein», sagt er lachend und wiederholt damit seine Kernaussage aus der Siegerpräsentation. Und als ob er wüsste, dass man ihm den Fritz, diesen Durchschnittstypen, nicht so ganz abnimmt, schiebt er nach: «Viele verwechseln Extraversion mit Selbstüberschätzung.» Soll heissen: Einer wie er, ein extravertierter Typ, könnte leicht als Horst rüberkommen. Und schon ist er mitten im Thema, referiert über «ressourcenorientiertes Arbeiten», spricht darüber, dass man die Stärken stärken, die Schwächen annehmen müsse. Gestikuliert mit den Händen, spricht ohne Punkt und Komma, wirft ein «willst Du ein Mandarinli» dazwischen, hält dann kurz inne («Du musst halt sagen, wenn Du etwas Bestimmtes wissen willst.»). Momentan arbeitet er an seiner Dissertation («Die Förderung funktionaler Selbstkonzepte im Sportunterricht»), hat gerade einen Artikel zur Publikation eingereicht und muss jetzt auf eine Rückmeldung warten, «Zweieinhalb Monate, Mann, das ist nicht zum Aushalten!» Geduld ist nicht seine

Stärke. Wenn ihn etwas antreibt, dann die Aussicht auf eine Veränderung, eine Belohnung. So wie die Weltreise, die er mit seiner Freundin geplant hat. Im Herbst soll es losgehen, bis dahin muss die Dissertation fertig sein. Er ist optimistisch, dass es gelingt: «Wenn ich das Messer am Hals habe, arbeite ich schubmässig sehr viel. Und danach muss ich wieder total abschalten.»

An der Wand in Schmidts Büro in einer Art Chalet – der ehemaligen Hauswartswohnung – direkt neben einem Sportplatz des Instituts für Sportwissenschaft hängt ein Kalender mit Snowboardern, die sich wagemutig die verschneiten Alpenhänge runterstürzen. Eine Gegenwelt zu den Bücherbergen, die sich kreuz und quer auf Schmidts Bürotisch türmen mit Titeln wie «Pädagogische Psychologie» oder «Psychologie des Selbst». Man zweifelt keinen Moment daran, dass dieser Mann auf dem Snowboard eine gute Figur macht – und dass er plötzlich aufstehen und diese ganze akademische Welt hinter sich lassen könnte. Tatsächlich sagt er im Hinblick auf die geplante Reise: «Ich muss mal ein bisschen aus dieser Geradlinigkeit der Uni raus. Ich sitze jetzt seit vier Jahren in ein und demselben Büro. Das bin ich nicht gewohnt.» Nicht, dass es ihm dort nicht gefallen würde – im Gegenteil: «Ich fühle mich wohl hier. Man wird dafür bezahlt, immer wieder was zu lernen.» Hier spricht der von der Neugier getriebene Wissenschaftler, der dankbar ist für die Freiräume, die ihm gegeben sind. Und der die Früchte dieser freien Arbeit auch weitergeben will. «Mich interessiert der Weg der Erkenntnis: Wie kommt der Mensch zur Erkenntnis? Wie gibt er sie weiter?» Und dann fällt dieser Satz, eine Art Credo, der Schlüssel auch dazu, warum es vielleicht kein Zufall war, dass ausgerechnet Mirko Schmidt den Science Slam gewonnen hat, diese populär-unterhaltsame Form der Wissensvermittlung: «Erkenntnis bringt nur was, wenn sie weitergegeben wird. Wenn die Welt dadurch ein bisschen besser gemacht wird.» Dieser letzte Satz tönt missionarisch, sogar etwas naiv. Aber Mirko Schmidt sagt ihn mit Überzeugung und in vollem Bewusstsein seiner Wirkung.



Und liefert gleich die intellektuelle Begründung dieser Haltung mit, beruft sich auf keinen geringeren als Theodor Adorno, Sozialphilosoph und Mitinitiant der einflussreichen «Frankfurter Schule», welche die Sozialforschung in Deutschland begründete: «Die Frankfurter Schule begreift Wissenschaft als Teil des gesellschaftlichen Systems. Sie wird von der Gesellschaft gegeben, und wir sollten ihr etwas zurückgeben», fasst Mirko Schmidt zusammen. In den Worten des Science Slammers: «Dass ich den ganzen Tag geile Bücher lesen kann, verdanke ich den Steuerzahlern. Mein Anliegen ist es, das, was ich hier mache, zu übersetzen, damit es die andern verstehen können. Man kann komplizierte Sachen auch einfach rüberbringen.» Und damit hofft er, etwas gegen das Schubladendenken zu unternehmen. Wie solche Vorstellungen aussehen, umschreibt er so: «Akademiker können zwar geschickt reden, sind aber unfähig, einen Nagel einzuschlagen. Arbeiter bauen mit einem Stück Holz und einem Hammer ein Haus, können aber nicht geradeaus denken.» Dass er zwischen diesen Welten vermitteln will, hat mit seiner Herkunft zu tun: «Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Mein Vater ist Abwart, meine Mutter Verkäuferin. Meine Schwester Coiffeuse und mein Bruder Elektromechaniker.» Ihnen erklären zu können, was er den ganzen Tag so treibt, ist ihm wichtig. Denn: «Wir sind ein richtiger Familienclan.» Ein Clan, in dem man auf Stärken fokussiert, sich gegenseitig ermutigt und lieb zueinander sei. «Meine Mutter, eine Italienerin, hat mit ihrem humanistischen Menschenbild eigentlich ganz intuitiv Prinzipien der positiven Psychologie umgesetzt. Ihr Credo lautet: Die Taten sind vielleicht schlecht, nicht aber der Mensch.»

Dass Mirko an der Universität landen würde, war keine ausgemachte Sache. Eine Alternative wäre Kunst oder Musik gewesen, als Schüler spielte er Gitarre in einer Band. Hier hat er auch die ersten Erfahrungen mit Publikumsauftritten gesammelt. «Aber im Musischen fehlt mir die Disziplin, da lasse ich mich mehr vom Lustprinzip leiten», sagt er lachend. Also kein guter Berufswunsch. Der Sport

hingegen war ihm schon immer sehr wichtig, und dort trainierte er auch dann, wenn er gerade keine Lust dazu hatte. Breakdance, Geräteturnen, Snowboard, Klettern, Surfen und Triathlon: Als Gymnasiast kannte der Solothurner kaum Grenzen. «Das war alles etwas viel», erinnert er sich. Trotzdem war klar: Sport sollte auch künftig in seinem Leben eine wichtige Rolle spielen. Also nahm er das Studium der Sportwissenschaft auf, belegte im Nebenfach Philosophie, und machte die Lehrerausbildung an der Pädagogischen Hochschule. Bereits während des Studiums arbeitete er als Lehrer. Umso mehr genoss er die Freiheit des Studenten – und schildert sie in den schönsten Farben: «Kaffee trinken, lesen, quatschen – null Verantwortung: Es ist unheimlich wertvoll, wenn andere den Stoff für uns aufbereiten und wir nur aufsaugen können.» Doch so ein Paradies ist kein Dauerzustand – vor allem nicht für einen ungeduldigen Menschen wie Mirko Schmidt. Nach seinem Universitätsabschluss arbeitete er ein Jahr lang im Bundesamt für Sport, bis 2007. Als die Assistenzstelle an der Universität ausgeschrieben war, zögerte Schmidt nicht lange: Er wollte wieder täglich was Neues lernen können. Und das erst noch bezahlt! «Der Job hier, das ist meine längste stetige Phase bisher», sagt er. Es tönt ein bisschen so, als ob er's selber fast nicht glauben könnte. Fast entschuldigend. Fast so, als ob der Fritz endgültig mit ihm durchgehen könnte. Bevor es so weit ist, beendet der 31-Jährige lieber noch seine Dissertation, packt sein Surfbrett («ein Urlaub ohne Surfen ist für mich unvorstellbar») und haut mit seiner Freundin ab nach Südamerika. Und danach? Mirko Schmidt lacht und zuckt mit den Schultern. Er hat eine positive Grundeinstellung zum Leben («ein Typ muss mir schon drei Mal beweisen, dass er ein Blödmann ist»). Und er kann die Leute in den Bann ziehen. Keine schlechten Voraussetzungen für das Leben nach dem grossen Urlaub.

Kontakt: Mirko Schmidt, Institut für Sportwissenschaft, mirko.schmidt@ispw.unibe.ch

Günter Heine, Prof. Dr., ist seit zehn Jahren Professor für Schweizer und Internationales Strafrecht an der Universität Bern. Zuvor war er an mehreren ausländischen Universitäten tätig, so am Freiburger Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht. Erfahrung in der Praxis sammelte Heine durch langjährige Anwaltstätigkeit, als wissenschaftlicher Experte beim Europarat und als international tätiger Gutachter und Evaluator von Universitäten. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören das Internationale Wirtschafts- und Umweltstrafrecht.

Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



WikiLeaks – Robin Hood des Internetzeitalters?

Von Günter Heine

Zunächst mit dem Video «Collateral Murder», sodann mit drei Paukenschlägen (Datenveröffentlichungen zu den Kriegen in Afghanistan und Irak sowie zuletzt internen E-Mails von US-Diplomaten) hat sich WikiLeaks spektakulär ins Rampenlicht der Öffentlichkeit befördert. Wenn Informationen Wahrheiten sind und die Wahrheit den Königsweg zur Freiheit weist, so bedeutet der Zuwachs an Information im Internet konsequenterweise *die Aufwertung der Machtposition des freien Bürgers*. Als Gegengewicht zum Staat, an dessen Informationspolitik sich seit dem Diktum Ludwig XI., Frankreichs König von 1461–1483 («Der weiss nicht zu regieren, der nicht zu verbergen weiss»), in der Sache nur wenig verändert hat, gewinnt die Öffentlichkeit in der Arena des politischen Diskurses gewaltigen Auftrieb. Von dieser globalen Informationswelle werden nationale Strafgesetze mit leichter Hand überspült. In der Schweiz gilt dies für das Gesetz über die «Veröffentlichung amtlicher geheimer Verhandlungen» (Art. 293 StGB) oder das Amtsgeheimnis (Art. 320 StGB), jüngst von der Zürcher Justiz durchgesetzt bei der Veröffentlichung von Missständen aus dem Sozialamt. Investigativer Datenjournalismus als effektiver Transmissionsriemen einer digitalen Welt-Bürgerordnung?

In der Tat erscheint WikiLeaks als neuer *Wächter des Gemeinwohls*, der neuartige Formen *zivilen Ungehorsams* zum Einsatz bringt. Natürlich darf der Staat Geheimnisse haben, er muss bestimmte Informationen sogar unter Beschlag nehmen. Bestimmte Entscheidungen sind im Stillen vorzubereiten, damit die gewünschten Ergebnisse nicht von Unbefugten vorab vereitelt werden können. Das gilt für den geplanten

Zugriff auf Terroristen ebenso wie für die Diplomatie. Vielleicht bedarf es sogar eines Persönlichkeitsrechts der Politik, weil allein intakte Persönlichkeiten politisch und damit vertrauensvoll handeln können. Aber ebenso legitim ist es für die Medien, Informationen, die sie aus dem Innern des Staates bekommen, öffentlich zu machen. Denn das Verbreiten von Informationen ist, wie es die höchsten Gerichte ausdrücken, «schlechthin konstituierend» für das Funktionieren einer Demokratie. Und es sollte kein Zweifel bestehen, dass auch eine Verrat-Anstalt als Mittler von Öffentlichkeit wie jede Zeitung unter dem Schutz der Medienfreiheit demokratischer Verfassungen steht. Es geht also um *checks and balances*.

Diese Abwägung erfolgt vor einer durch Internet und Computer veränderten Kulisse. Ob es die 458 000 Seiten über Spesenabrechnungen der britischen Abgeordneten waren oder die aus 251 287 Dokumenten bestehenden US-Depeschen, die Cablegate auslösten: Erst die digitale Miniaturisierung erlaubte deren Transport an die Öffentlichkeit. Bis anhin verstand sich als physische Grenze die aufwändige handwerkliche Beschaffung und Sichtung der 7000 «Pentagon Papers» (1971). Und die Faksimilehaftigkeit des neuen Quellenmaterials macht es zum starken Zeugen.

Der neue Wächter des Gemeinwohls mit potenziell stichhaltigen Belegen wirft fundamental *neue rechtliche Fragen* auf: Mag staatliche Geheimhaltung infolge Informationspiraterie an Furcht und Schrecken verloren haben, so erweist sich als Problem, dass es nun die Willkür von Privatpersonen ist, welche die Obrigkeitsskontrolle übernommen hat. Wir müssen schon gar nicht den obsessiven Furor des

Gründers von WikiLeaks in Rechnung stellen, um *Schattenseiten* aufzuzeigen: Der Beifall wäre gewiss von einer ideologisch anderen Seite gekommen, wenn, wie in den USA geschehen, vom Staat abgeschirmte Daten über Frauen, die Abtreibungen vorgenommen haben, ins Netz gestellt werden. Und darf überhaupt das Risiko, unschuldigen Menschen zu schaden, als Kollateralschaden (im Vergleich zum «guten grossen Ganzen») abgetan werden, so etwa geschehen im Zusammenhang mit Irakgate und der Veröffentlichung von Militärdokumenten, aus denen die Sozialversicherungsnummern von Soldaten, da ungeschwärzt, ersichtlich waren? Und ist die Frage nach einem Recht des Bürgers auf Information auch dann gleich zu beantworten, wenn es, wie von WikiLeaks anvisiert, um private Unternehmen geht? Und, vor allem, kann ein neu ausgearbeitetes System von *checks and balances* überhaupt funktionieren, wenn die eine Seite Macht ohne Rechenschaftspflicht für sich beansprucht? Sind Minimumstandards zur Selbstregulierung der Wächter ersichtlich?

Kann überhaupt eine Verrechtlichung angesichts global-vernetzter Internetstrukturen zur Problemlösung beitragen? Wenn aber die neuen Gewässer, die befahren werden, rechtlich schwierig zu kartografieren sind, dann sollten sich die Staaten darauf besinnen, ihre eigene Informationspolitik den neuen Gegebenheiten anzupassen: Glaubwürdigkeit und stärkere Transparenz sind gefragt.

Kontakt: Prof. Dr. Günter Heine, Institut für Strafrecht und Kriminologie der RW Fakultät, guenter.heine@krim.unibe.ch



Globalisierung als Herausforderung für Europa

Der Vorsprung Europas als Teil der westlichen Welt scheint heute in materieller und institutioneller Hinsicht in Frage gestellt zu sein. 200 Jahre nach dem Aufbruch insbesondere Westeuropas in das industrielle Zeitalter ist gerade sein wirtschaftlich-technischer Vorsprung, wenn nicht eingeholt, so doch stark bedrängt. Vor diesem Hintergrund erheben sich Fragen zur europäischen Modernisierungsgeschichte, die im vorliegenden Band als «Referenzmodell» analysiert und den Entwicklungspfadens Chinas und Indiens gegenübergestellt wird.

Entwicklungsmodell Europa

Entstehung, Ausbreitung und Herausforderung durch die Globalisierung
Paul Messerli, Rainer C. Schwinges, Thomas Schmid (Hrsg.) – 2011, 240 S., broschiert, vdf Hochschulverlag, ISBN 978-3-7281-3371-7



Schul- und Komplementärmedizin ergänzen sich

Ein pluralistisches Gesundheitssystem integriert verschiedene Ansätze als gleichwertige Bestandteile und überwindet so die Dualität von der Schul- gegenüber der Komplementärmedizin – eine integrative Medizin entsteht. In neun Beiträgen nehmen Experten unterschiedlicher Fachrichtungen Stellung zum medizinischen Pluralismus.

Pluralismus im Gesundheitswesen

Komplementäre Medizin im interdisziplinären Diskurs, Band 14
Brigitte Ausfeld-Hafter und Florica Marian (Hrsg.) – 2010, 190 S., zahlreiche Abbildungen, Tabellen und Grafiken, Peter Lang, ISBN 978-3-0343-0407-8



Verluste verarbeiten

Schwere Verluste, besonders durch den Tod geliebter Angehöriger, werfen den Menschen oft völlig aus der Bahn. Das Buch ermutigt dazu, sich der Trauer zu stellen, sie bewusst zu durchleben und sich selbst Zeit zu geben. Es bietet Rituale für die verschiedenen Trauerphasen an, die den Menschen aus seiner Zerrissenheit wieder zu sich selbst kommen lassen.

Trauer leben

Rituale, Segensworte und Gebete
Brigitte Enzner-Probst – 2010, 164 S., broschiert, Claudius, ISBN 978-3-532-62408-1



Ratgeber für Patienten und Ärzte

Zum Thema Neurodermitis existiert eine Flut an Texten und Ratschlägen, die von der Schulmedizin bis zur Alternativ- und Komplementärmedizin reichen. Dadurch ist es für Patienten oft schwierig, die Informationen zu werten, einzuordnen und vernünftige Schlussfolgerungen für eigenes Krankheitsverständnis, Verhalten und Behandlung zu ziehen. Das Buch ist ein Leitfaden für Betroffene und Ärzte.

Neurodermitis

Ein Leitfaden für Ärzte und Patienten
Dagmar Simon (Hrsg.) – 2010, 96 S., 83 Abbildungen, UNI-MED, ISBN 978-3-8374-1207-9



Schutz oder Ausgrenzung?

Bietet die direkte Demokratie einen besonderen Schutz für religiöse Minderheiten oder führt sie zu einer verstärkten Diskriminierung? Um diese aktuelle und für das politische System der Schweiz wichtige Frage zu beantworten, wurden in der vorliegenden Analyse erstmals sämtliche kantonale und eidgenössische Volksabstimmungen, die religiöse Gemeinschaften betreffen, und weitere minderheitenrelevante Volksentscheide systematisch untersucht.

Vom Schächt- zum Minarettverbot

Religiöse Minderheiten in der direkten Demokratie
Adrian Vatter (Hrsg.) – 2011, 320 S., geb., zahlreiche Grafiken und Tabellen, Verlag Neue Zürcher Zeitung, ISBN 978-3-03823-671-9



Finanzplanung, Mitteleinsatz und Kontrolle

Der Staat kann die ihm übertragenen Aufgaben zugunsten der Gemeinschaft nur erfüllen, wenn ihm hinreichende finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Neben einem sinnvollen Steuersystem bedarf es dazu insbesondere auch eines gut organisierten und effizienten Finanzwesens. Der neue Band aus der Reihe «Schweizerisches Bundesverwaltungsrecht» stellt die einzelnen Instrumente für die Finanzplanung, den Mitteleinsatz und die Finanzkontrolle unter Bezugnahme auf die gesetzlichen Grundlagen dar und zeigt ihr Zusammenspiel auf.

Finanzrecht

Schweizerisches Bundesverwaltungsrecht, Band X
Andreas Lienhard (Hrsg.) – 2011, 574 S., gebunden, Helbing & Lichtenhahn, ISBN 978-3-7190-2923-4

Impressum

UniPress 148 April 2011
Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern
Herausgeberin: Abteilung Kommunikation
Leitung: Marcus Moser (mm)
Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (tomczak@kommunikation.unibe.ch)
Mitarbeit: Daniela Baumann (daniela.baumann@kommunikation.unibe.ch); Martina Bisclum (martina.bisclum@kommunikation.unibe.ch)
Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Sabine Bolliger (sabine.bolliger@viastoria.ch); Erika Flückiger Strebel (erika.flueckiger@viastoria.ch); Martino Froehlicher (martino.froelicher@viastoria.ch); Günter Heine (guenter.heine@krim.unibe.ch); Simone Müller (simmu@bluewin.ch); Guy Schneider (guy.schneider@viastoria.ch); Hanspeter Schneider (hanspeter.schneider@viastoria.ch); Caroline Süess (caroline.suess@viastoria.ch)
Bildnachweise: Titelbild, Bilder Seiten 1, 3, 4, 6, 8, 11, 12, 15, 16, 19, 21, 22, 24, 27, 42 und 44 : © ViaStoria
Seite 10 und 14 oben rechts: © Guy Schneider, ViaStoria
Seite 14 oben links: © Eneas Domeniconi; unten rechts: Nathalie Bretz, Via Storia
Seite 18: © Staatsarchiv Bern
Seite 23: © Heinz Dietrich Finck, ViaStoria
Seite 26: © Oliver Lang, ViaStoria
Seite 28: © Karte 2011 swisstopo
Seite 28 und 29: Abb: © ViaStoria
Seite 31: © Katharina Henke, Institut für Psychologie
Seite 32 und 33: © Olaf Zenker
Seite 35: © «Der Narr im Berner Totentanz von Niklaus Manuel Deutsch.» Berner Historisches Museum (BMH), Inventarnummer 822.22
Seite 5, 37, 39, 40 und 41: © Adrian Moser
Seite 42: © Günter Heine
Seite 44: © iStock
Gestaltung: 2. stock süd, Biel (mail@secondfloorsouth.com)
Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)
Redaktionsadresse:
Abteilung Kommunikation der Universität Bern
Hochschulstrasse 4
CH-3012 Bern
Tel. 031 631 80 44
Fax 031 631 45 62
unipress@unibe.ch
Anzeigenverwaltung:
Go! Uni-Werbung AG
Rosenheimstrasse 12
CH-9008 St. Gallen
Tel. 071 244 10 10
Fax 071 244 14 14
info@go-uni.com
Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern
Auflage: 14 700 Exemplare
Erscheint viermal jährlich,
nächste Ausgabe Juni 2011
Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,
Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,
E-Mail: abonumente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.



Vorschau Heft 149

POLITIKWISSENSCHAFT IN BERN

Als Erich Gruner in den frühen 1960er Jahren zum Professor für Sozialgeschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an die Universität Bern berufen wurde, prägten Konkordanz und Zauberformel die eidgenössische Politik. Aus dem Forschungszentrum für schweizerische Politik wurde das Institut für Politikwissenschaft, das heute mit modernen Ansätzen die durchgehende Polarisierung der Politik untersucht. UniPress beleuchtet die Geschichte der Politikwissenschaft an der Universität Bern und beschreibt die Veränderung der politischen Landschaft in der Schweiz.

 **myclimate**
neutral
Drucksache
No. 01-11-656252 – www.myclimate.org
© myclimate – The Climate Protection Partnership





der bildungsverlag
www.hep-verlag.ch

hep verlag ag
ott verlag

Brunngasse 36
Postfach
3000 Bern 7

Tel. 031 310 29 29
Fax 031 318 31 35

info@hep-verlag.ch
www.hep-verlag.ch



Seit dem Ausbruch der grossen Finanz- und Wirtschaftskrise haben volkswirtschaftliche Fragen Hochkonjunktur. Die Abfolge von Krisen – von der Blase auf dem US-Häusermarkt über die Panik auf den globalen Finanzmärkten bis zur Verschuldung im Euroraum – sorgt dafür, dass das Thema seit Jahren nicht mehr aus den Schlagzeilen verschwindet. Es ist kaum übertrieben, von einem wirtschaftlichen Jahrhundertereignis zu sprechen.

Dieses Ereignis knapp und fundiert zu erklären – das ist der Anspruch der neuen Publikation. Sie zeigt auf, wie die langjährige, facettenreiche Krise entstanden ist, wie Regierungen und Zentralbanken darauf reagiert haben

Wirtschaftskrise ohne Ende?

Aymo Brunetti

Wirtschaftskrise ohne Ende?

US-Immobilienkrise | Globale Finanzkrise | Europäische Schuldenkrise

Die Zusammenhänge in Kürze

1. Auflage 2011

ca. 160 Seiten, 13,5 x 20 cm, Hardcover

ca. CHF 29.– / EUR 19.–

ISBN 978-3-03905-688-0

Erscheint im Juni 2011

und welche Herausforderungen noch anstehen. Dabei verwendet der Autor wenige einfache Konzepte und betont die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen krisenhaften Ereignissen.

Das Buch richtet sich einerseits an wirtschaftlich interessierte Leserinnen und Leser, die sich in geraffter Form einen Überblick über die Zusammenhänge verschaffen wollen. Andererseits ermöglicht es aber auch denjenigen einen Einstieg, die bisher mit der Wirtschaft nicht allzu viel am Hut hatten oder das Gefühl haben, die Übersicht über die Ereignisse der letzten Jahre verloren zu haben.

Big Science – wer entscheidet?

«Big Science» ist en vogue – und umstritten. Grossprojekte wie das CERN-LHC, Blue Brain, X-FEL oder das Human Genome Project bündeln zwar Kräfte, aber sie binden auch Forschungsressourcen über viele Jahre. Insbesondere Entscheide zum Aufbau milliardenschwerer Infrastrukturen haben Auswirkungen über Jahrzehnte. Geht «Big Science» auf Kosten von kleinen, innovativen Projekten? Welche «Big Science»-Projekte werden aktuell geplant? Und wie soll sich die Forschung bei der Erarbeitung künftiger Grossprojekte einbringen – aus der Sicht von:

Verwaltung: **Gregor Häfliger**, Staatssekretariat für Bildung und Forschung, erklärt, wie sich die Schweizer Forschung bei der Planung von «Big Science»-Projekten national und international einbringen kann.

Forschung: **Willy Benz**, Schweizer ESO-Vertreter, berichtet über die Erfahrungen mit der «Roadmap for Astronomy in Switzerland 2007–2016».

Politik: **Theo Maissen**, Ständerat und Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur, spricht über aktuelle Debatten und die Erwartungen der Bundespolitik.

Restaurant «Zum Äusseren Stand», Bern | 20. Mai, 10 Uhr

Anmeldung bitte bis 13. Mai an info@scnat.ch, Kennwort «BigSci» | Das Programm finden Sie unter www.scnat.ch.

Die Veranstaltung ist öffentlich. Im Anschluss findet die Delegiertenversammlung der SCNAT (nur auf Einladung) statt.

sc | nat 

Swiss Academy of Sciences
Akademie der Naturwissenschaften
Accademia di scienze naturali
Académie des sciences naturelles



Die Na
Wildn
sind d

Erst denken, dann drehen.

Federico, Speedcuber & Rivellutionär

ERFRISCHE
**DEINEN
GEIST!**
MIT RIVELLA
GRÜN.



lang-lebe-anders.ch



Federico in
Action sehen:
iPhone-App «Paperboy»
laden, Anzeige fotogra-
fieren, Inhalt anschauen.